Menschenopfer

und

Ritualmorde

von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

Ich bedaure am Ende des neunzehnten Jahrhunderts
ein Wort über Ritualmord verlieren zu müssen.
Nach dem Abgeordneten **Heinrich Rickert.**

Leipzig.
Verlag von Schmidt & Günther.
(1892)

Inhalts-Übersicht.

I.

Die Debatte im Preußischen Abgeordnetenhause.

Blut muß fließen.

In der erregten Debatte, die sich vor einigen Monaten im Preußischen Abgeordnetenhause über den Xantener Knabenmord entspann — die Xantener Frauen sind unglücklich, bald wird ihnen der Mann geschächtet, bald der Sohn —— in beregter Auseinandersetzung äußerte der konservative Freiherr von Wackerbarth, der sie mit heftigen antisemitischen Angriffen begann: daß die Juden, namentlich vor Ostern, Morde verüben, sei erwiesen. Er kenne achtzig Ritualmorde.

Ich kenne noch mehr.

— Es ist für mich, versetzte Herr Heinrich Rickert, ein niederdrückendes Gefühl, daß ich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Wort über Ritualmord verlieren muß, daß ein Mitglied der stärksten Fraktion des Hauses es gewagt hat, mit solch albernen Märchen zu kommen. Wie kann man mit der Autorität eines Volksvertreters solch alberne Märchen decken, wie kann man sie hinaustragen in die urteilslosen Massen! Ich kann nur bedauern, daß ein Volksvertreter aus solchen Quellen wie dem Antisemitenspiegel seine Angaben schöpft. Das ist die Konservative Partei von heute! Auf Rohling beruft sich Wackerbarth, während doch Delitzsch, ein Professor der evangelischen

Theologie, nachgewiesen hat, daß Rohling gelogen, tendenziös dargestellt, falsch übersetzt und gewissenlos gehandelt hat! Dieser Rohling, den Sie als Autorität anführen, hat unsere Reformatoren, Luther, Calvin und Zwingli Schurken genannt . . . wir haben ein schönes Christentum . . .

Freilich, wir haben ein schönes Christentum, und noch viel schöner, als es sich der Abgeordnete Rickert träumen läßt. Es wäre nämlich gescheiter, sich erst ein wenig im Christentum und in der Geschichte aller Religionen umzusehen, ehe man die rituellen Morde und die Schächterschnitte immer und immer wieder den Buschoff und den Amsel Vogel und den Abraham Buxbaum in die Schuhe schiebt. Es geschah beispielsweise gleich wieder (7. April) im Niederösterreichischen Landtage, wo der Mechaniker Schneider ein würdig Pergamen entrollte und zu allgemeinem Entsetzen das hebräische Blutrituale bei der Osterfeier vorlas. Verbrechen wie die angeblich zu Tisza-Eszlar, Korfu, Xanten, Port-Said begangenen sind keineswegs etwas Neues — dergleichen wird den Andersgläubigen von den Gläubigen überall nachgesagt — die Christen wissen es von den Juden, die Juden von den Christen, die Christen von den Christen, daß sie Ritualmorde begehen; und was das Merkwürdige ist: die Sache hat wirklich Grund. „Ehrwürdiger Greis, das verstehen Sie nicht", sagte jener Berliner Schusterjunge zu dem Freiherrn Alexander von Humboldt, der bei der Märzrevolution umherging und den Leuten zuredete; „Blut muß fließen". So könnte man zu manchem unvorbereiteten Redner, der sich für die Ritualmorde ins Zeug legt, keinem Alexander von Humboldt sagen: Geehrter Herr, das verstehen Sie nicht; Blut muß fließen. Nulla Expiatio nisi per Sanguinem; keine Versöhnung als durch Blut. Kennt wohl Herr Rickert die albernen Märchen der Tausend und eine Nacht? — In denselben spielen die Ritualmorde eine nicht unbeträchtliche

Rolle, und zwar sind es gewöhnlich die Feueranbeter, die sie am Muselmann vollziehn. Trage ihn ins unterirdische Zimmer, sagt der Magier in der arabischen Erzählung, da er einen jungen Mohammedaner in seine Gewalt bekommen hat, rufe schnell meine Tochter Bestan und meine Sklavin und befiehl ihnen, daß sie ihn Tag und Nacht schlagen und peinigen, und ihm nur ein Laibchen Brot des Tags und eins jede Nacht geben, bis die Zeit zur Reise nach dem Blauen Meere und dem Feuerberge kommt; dann wollen wir ihn auf dem Berge als ein Opfer schlachten. — Dieser Perser, heißt es in einer anderen Erzählung, war ein Magier, der die Muselmänner haßte und so oft er konnte einen Muselmann umbrachte. — Dieser Verdammte hieß Bahram; jedes Jahr opferte er einen Muselmann, um seinem Gotte zu gefallen. — Wisse, Djaudar, dieses Kloster gehört einer Alten, welche das Feuer anbetet, sie lockt Reisende an und führt sie dann ihrem Vetter Hindmar zu, der sie brät und wie Backhendl auffrißt. Das Menschenopfer, lieber Leser, hat den Kannibalismus zur Voraussetzung: man würde nicht Menschen geopfert haben, wenn man nicht Menschen gegessen hätte. Denn alles Opfer beruht auf dem Gedanken, daß den Göttern menschliche Speise angenehm sei, daß die Götter Appetit haben wie die Menschen, die Götter sind ja nur idealisierte Menschen. Wenn also, wie es eine ausgemachte Thatsache ist, Menschenopfer ursprünglich bei den meisten Völkern in Gebrauch gewesen sind, so kann man auch schließen, daß die meisten Völker ursprünglich Menschen gefressen haben. Und den Feuergöttern fielen von jeher Kinder und Jünglinge zum Opfer, bis der alte Kultus reformiert ward und der Feuergott sich in einen Dämon, einen Teufel verwandelte: dann erhielten sich die Kinderopfer noch bei den Anhängern des alten Glaubens, und daher wahrscheinlich der Verdacht, in dem die Araber die Feueranbeter haben. Aber welch ein seltsamer Widerspruch ist denn

das! — Der Freiherr von Wackerbarth kennt achtzig Ritualmorde, und er meint jüdische, wo doch bekannt ist, daß die Juden wie die Araber vom Feuerdienst zu einem reineren Monotheismus übergegangen sind und die Menschenopfer schon vor Jahrtausenden abgelöst haben. Und den Abgeordneten Rickert drückt es, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Wort über Ritualmord verlieren zu müssen, wo er sich doch sagen sollte, daß das neue Testament aus dem alten hervorgegangen ist und die Rudimente des Heidentums enthält. Er vergißt, daß das blutige Opfer nicht nur fort und fort gewissen christlichen Sekten vorgeworfen wird, sondern auch wie soll ich sagen zur Voraussetzung, zum Verständnis, zum Geiste des Christentums gehört. Beide haben recht und fassen doch die Sache beim unrechten Ende an. Beide erheben Anklagen und verschießen Pfeile, die ganz wo anders sitzen, als sie denken. Der eine hat ihrer achtzig, der andere keinen einzigen auf Lager; das kommt mir gerade so vor, wie wenn der Freiherr von Wackerbarth den Mord selbst monopolisieren, der Abgeordnete Rickert den Mord überhaupt in Abrede stellen wollte. Worum handelt es sich eigentlich? —

Ritualmord ist wie Lustmord und Justizmord ein erst neuerdings aufgekommener Begriff, aber die Sache so alt wie Welt. Ritualmord heißt Menschenopfer in dem beschränkteren Sinne dieses Wortes. Also nicht jede beliebige Tötung, auch wenn sie öffentlich, von staatswegen und mit einer gewissen Feierlichkeit geschieht; denn von gemeinem Mord und Totschlag, von dem Gemetzel einer Schlacht wird man wohl von vornherein absehen, sogar die Blutrache gehört als solche nicht hieher. In der Vorzeit war der Kindesmord kein Verbrechen gegen den Paragraph 217 des Deutschen Strafgesetzbuches, sondern eine allgemeine, bisweilen mit Kannibalismus verbundene Sitte hilfloser Menschen, eine wirtschaftliche Maßregel, ergriffen, um die unnützen

Mäuler zu beseitigen und unerträgliche Lasten abzuschütteln. In Australien, auf den Inseln der Südsee, in China, bei gewissen Stämmen im nördlichen Indien werden die neugeborenen Kinder, zumal weiblichen Geschlechts und die erstgeborenen, noch heute umgebracht und, wie gesagt, gelegentlich von der eignen Mutter aufgegessen; dieselbe gesellschaftliche Institution findet sich bei den alten Arabern, den alten Griechen, den alten Römern — nach den Anschauungen des ältesten römischen Rechts schloß die väterliche Gewalt die Befugnis die Kinder zu töten ein. Bisweilen wurden die Kinder nur ausgesetzt, wie Romulus und Remus; das kam der Tötung gleich. Und die Not führt die Naturvölker auch dazu, ihre Kranken und ihre Greise totzuschlagen: der Odschibwe-Indianer schwingt das Henkerbeil gegen den eignen alten Vater, nachdem die Sippe mit feierlichen Gesängen den großen Geist gerufen und ihm den Kaziken übergeben hat, damit er in einem andern Lande verjüngt aufstehe und imstande sei zu jagen. Wie ähnlich sieht das doch schon einem richtigen Ritualmord! — Aber von einem Opfer, einer Darbringung des Vaters als einer Gabe, durch die der große Geist versöhnt, begütigt, erfreut und gleichsam bestochen werden soll, ist offenbar keine Rede.

Auch die Todesstrafe werden wir hier füglich beiseite lassen müssen; sonst wäre jede Hinrichtung ein Ritualmord. Etwas Ähnliches hat sie freilich ebenfalls, namentlich wenn sie an gefangenen Feinden, an Ketzern und (wie im alten Ägypten) an Fremden vollzogen wird — wenn der Prophet Elias in heiligem Zorne vierhundertundfünfzig Baalspfaffen schlachtet, die spanische Inquisition ein Autodafee veranstaltet, Huß und Savonarola exekutiert werden und in jeder europäischen Stadt die Scheiterhaufen dampfen, um die Zauberer, die Hexen, die Juden zu Asche zu verbrennen, so kann man wohl mit dem Geist von Hamlets Vater sagen:

Rituelller Mord, wie er aufs beste ist.

Und doch sind hier Rachedurst und Rechthaberei, Orthodoxie die Triebfedern gewesen, die zu diesen furchtbaren Zeremonien führten, das Opfer erschien höchstens als ein Nebenzweck, der gelegentlich mit erreicht ward. Unter dem letzten König des Himjaritischen Reiches, im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts wurden die Christen in Jemen von den jüdischen Arabern in feurige Öfen geworfen — das war Standrecht. Zur Zeit der Kreuzzüge, nach der Niederlage Rainalds von Chatillon schlachteten die Sarazenen in der Nähe von Mekka an Stelle des jährlichen Schaf- oder Lammopfers die gefangenen Christen — das war Gericht und Gottesdienst zugleich. Das hieß gewissermaßen das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, Rache nehmen und der Gottheit ein besonders wohlgefälliges, effektvolles Opfer bringen. Alle übrigen Redereien, als ob der Verbrecher seine Schuld gewissermaßen mit seinem Blute sühne, sind Theorien ohne Wert. Strafe, Strafrecht ist etwas Relatives — wer die Macht in den Händen hat, straft den Überwundenen, wer den kürzern zieht, heißt der Sträfling. Das gilt sogar für innere Feinde und für den Anarchisten Ravachol. Der Staat richtet die Verbrecher hin, weil er die Gesetze macht, weil er sich selbst erhalten muß. Aber er will sie niemand opfern, nicht einmal der Göttin der Gerechtigkeit, die mit verbundenen Augen über dem Blutgerüste steht.

Ritualmord ist Menschenopfer in dem beschränkteren Sinne dieses Wortes. Ein Individuum muß der Gottheit aus Liebe, aus Dankbarkeit oder aus Furcht dargebracht werden wie ein guter Bissen — der Gottheit oder was ihr gleich kommt. Zum Beispiel der Seele des erschlagenen Freundes, dem Schatten des Patroklus, dem Achilles in der Iliade zwölf trojanische Jünglinge zu schlachten verspricht. Ist das etwa nur ein Akt der Rache, die an Hektor allein noch nicht genug hat, eine nachträgliche Genugthuung, ein solennes Totenopfer? — Kaum; die Geister der Verstorbenen trinken Blut, wie die durstigen Nibelungen in Etzels

Königssaale von dem Blute der Erschlagenen trinken, wie es noch heute die Markesas-Insulaner thun — es däucht ihnen groezlichen guot. Daher auch Odysseus im Hades den Schatten Blut zu trinken giebt, sonst können sie nicht reden. Ja, die Seele des Ermordeten verlangt gerade nach dem Blute des Mörders und kommt nicht zur Ruhe, solange dieser Wunsch nicht befriedigt ist, darauf gründet sich eigentlich die Satzung der Blutrache. Die Toten haben nach der Auffassung der alten Völker überhaupt dieselben Bedürfnisse wie die Lebenden, daher sie mit Speise und Trank versorgt werden müssen und die Gattin dem Gatten, die Dienerschaft dem Herrn, das Schlachtroß dem Reiter in die Unterwelt nachfolgt; es ist bekannt, daß die römischen Gladiatorenkämpfe von Haus aus Leichenspiele und Menschenopfer waren, die zu Ehren der Verstorbenen stattfanden. Die Toten verhalten sich eben in dieser Beziehung wie die Götter — und sind Kannibalen wie die Götter.

Man hält den Dionysos für den lieblichen Gott des Weins — Dionysos aß mit Vorliebe rohes Fleisch, am liebsten rohes Menschenfleisch. Er führte daher bei den alten Griechen die Beinamen Omadios und Omestes, die wörtlich: Rohesser und beiläufig dasselbe bedeuten, was Samojede und Eskimo besagt; diese Tatarenküche ward ihm dann von den wahnsinnigen Weibern, den Mänaden nachgemacht, die Rehkälber und Böcke, ganze Stiere, gelegentlich auch Säuglinge zerrissen und verschlangen. Die Götter genießen immer dasselbe, was die Menschen und umgekehrt. Noch zur Zeit der Perserkriege, vor der Schlacht bei Salamis zwang ein jähes Aufflackern des Fanatismus den Themistokles, dem „Rohesser Dionysos“ drei schöne und vornehme gefangene Perser auf seinem Altar zu opfern — denn so werde der Sieg und das Glück mit den Hellenen sein. Großartige Kannibalen waren bekanntlich die Götter der Azteken in Mexiko, die beständig mit Menschenfleisch gefüttert werden mußten, deren Priester dem lebenden Opfer mit einem Obsidianmesser das Herz ausschnitten und dann

selber schmausten — es ist immer so gewesen, daß die Priester den Göttern das Herz und die Nieren ließen und das Beste für sich behielten, darauf bezieht sich schon die Sage von dem Betruge des Prometheus. In den letzten Zeiten des Aztekischen Reiches sollen jährlich an 20 000 Menschen auf den mexikanischen Altären geschlachtet worden sein, wie jetzt in Dahomey.

Menschenopfer! Sie sind einst überall gebracht worden, auch in Deutschland. Aus dem Tacitus wissen wir, daß das hohe Fest in dem heiligen Walde zwischen der Elster und der Spree, zu Finsterwalde oder zu Sonnewalde, alljährlich mit einem Menschenopfer begann. Es war das Fest der brandenburgischen Semnonen, des ältesten und angesehensten Volks im Bunde der Sueven, alle suevischen Stämme ordneten Vertreter dazu ab. Auch bei den alten Scythen, also auf dem Boden des heutigen Rußland waren Menschenopfer in Gebrauch. Wohin man nur blickt, Ritualmord wie er aufs beste ist — achtzig Ritualmorde — mehr als achtzig Ritualmorde. Ist das nicht niederdrückend? Klingt das nicht wie ein albernes Märchen? Ungefähr wie das alte Ammenlied:

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Deine Mutter ist ein Schaf,
Dein Vater ist ein Butzemann,
Der die Kinder fressen kann? —

Sagen wir lieber: der die Kinder opfern kann. Ein Abraham, der auf dem Berge Moria sein Liebstes, die Hoffnung seines Alters hingiebt. Das ist ja das allerwertvollste und ein wahrhaft angenehmes Opfer, wie es nur ein Freund Gottes bringt — so nennen die Araber den Abraham, der, sagen sie, den Ismael opfern wollte. Welch ein Ritualmord, das Opfer Abrahams! — Aber die Aufopferung Isaaks kam ja gar nicht zu stande — sie war nicht das erste, sie war das letzte Menschenopfer — sie bezeichnet die Wendung in der Kulturgeschichte. Wenigstens was die Israeliten anlangt, denn in andern Religionen gewahrt man noch Überlebsel dieses blutigen Ritus.

II.

Ablösung des Menschenopfers in der jüdischen Religion. Beschneidung und Passahlamm.

Und wird fast alles mit Blut gereiniget nach dem Gesetz.
Und ohne Blutvergießen geschiehet keine Vergebung.
Epistel an die Hebräer IX, 22.

Moloch hieß ein alter semitischer Gott, der Name ist ein Partizipium wie Melek und bedeutet: König, wie Baal: Herr bedeutet. Das Gegenteil von Moloch ist Mameluck, ein Partizipium Passivi und soviel wie Sklave. Dieser Gott hatte Stiergestalt; die Griechen nannten ihn Minotaurus, und der eherne Stier, den sich der Tyrann Phalaris von Perillus machen ließ, in den er Menschen steckte und der dann brüllte, wenn Feuer untergelegt wurde, der Erfinder Perillus mußte zuerst daran glauben — dieser Stier war ein Bild des Moloch. Dem Moloch wurden nämlich Menschen geopfert, vornehmlich Kinder, die man lebend verbrannte und dem glühend gemachten Götzen in die Arme legte; hier wurden sie langsam gebraten, dann rollten sie in den brennenden Ofen hinab. Der Kronos, der nach der griechischen Sage seine eignen Kinder gleich nach der Geburt verschlingt, der römische Saturn scheint auch nichts anderes gewesen zu sein, als der phönizische Moloch, dem

heute noch die Pferde zum Opfer fallen: wenn nämlich die Roßtäuscher die Pferde jünger machen wollen und zu dem Ende an den Zähnen falsche Kunden einbrennen, so nennen sie das Molochen oder Mallauchen, ein Ausdruck, dessen jüdischer Ursprung nicht zu verkennen ist, der allerdings auch mit Melachah, Arbeit, zusammenhängen könnte.

Daß die Juden dem blutigen Molochdienst gleichfalls ergeben gewesen sind und dem Feuergotte, dem Gott der Sommersonne und des glühenden Sonnenbrandes keine fremden, sondern ihre eignen Kinder geopfert haben, dürfte feststehn — der Baal, dessen Pfaffen der Prophet Elias schlachtete, war ja nur eine andere Form des Moloch und wie dieser lüstern nach Menschenfleisch, Jehovah selbst trägt noch viele Züge des Feuergottes an sich. Salomo führte sogar den echten Molochkultus wieder ein, opferte dem grausamen Gotte selbst auf dem (sich südlich an den Ölberg anschließenden) Berge des Ärgernisses und bestimmte ihm eine besondere Lokalität auf der Südseite Jerusalems: das Thal Hinnom, wo bis auf die Zeiten des Königs Josia (642—610 v. Ch.) herab Tausende von Kindern rituell verbrannt und gemordet, in das nachmals Verbrecher und die Leichen von Verbrechern und Luder geworfen wurden, ganz so wie beim Tarpejischen Felsen in Rom und beim Barathron in Athen. Thal heißt auf hebräisch: Ge, also Thal Hinnom: Ge Hinnom, und daraus ist die biblische Hölle, die Gehenna oder Geenna geworden — das ewige unauslöschliche Feuer der Gehenna, der feurige Pfuhl, in den die verlorenen Kinder hinabgestoßen werden, bietet dem Heiland ein willkommenes Bild für den Ort der Verdammnis und der ewigen Pein, da wird sein Heulen und Zähnklappen, im Evangelium Matthäi V, 29. X, 28 und an vielen andern Orten. Zu Christi Zeit opferte man, wie gesagt, dem Moloch in dem Thal Hinnom nicht mehr, aber man mochte dort wohl noch brennen, das Feuer loderte noch und verlosch nicht, um die Kadaver zu beseitigen. Ich bin mit dem

Bädeker in der Hand in dem Thal Hinnom gewesen, es ist mit Ölbäumen bestanden und eins der tiefen Thäler, die Jerusalem auf drei Seiten umgeben, mündet beim Hiobsbrunnen und den Hütten der Aussätzigen in das Thal Josaphat, wo das Weltgericht stattfinden wird; mit demselben, das sich an dem erwähnten Berg des Ärgernisses hinzieht, fällt es dann ins Tote Meer. Am östlichen Ende des Thales, wo es in das Thal Josaphat mündet, liegt der Blutacker, den die Priester für die dreißig Silberlinge, als sie ihnen Judas wiedergegeben hatte, kauften, und auf dem die fremden, in Jerusalem verstorbenen Juden beerdigt wurden, gegenüber steht der Baum, an dem sich der Verräter aufhing. Ich bin also in der richtigen Hölle gewesen — wir Europäer haben bekanntlich diesen Begriff von der Unterwelt, der Hel, dem Hades, dem Inferno Dantes entlehnt, unsere Hölle entspricht dem hebräischen Scheol. Aber der Leser läßt sich wohl nicht träumen, daß aus dem hebräisch-griechischen Gehenna wieder das französische Wort Gêne entstanden ist, das eigentlich die Tortur, die peinliche Befragung auf der Folterbank bedeutet — wenn wir einen Gast bitten, sich keine „Gene" anzuthun, sich nur nicht zu „genieren", so ersparen wir ihm nichts mehr und nichts weniger als die Höllenpein und den Moloch. Das berüchtigte Lokal, wo eigentlich verbrannt ward, gleichsam die Hölle in der Hölle, hieß das Tophet, und da das soviel wie Trommel ist, so hat man angenommen, daß die Bezeichnung an den Trommelwirbel erinnere, mit dem das Geheul der Opfer übertönt werden sollte (2. Könige XXIII, 10).

Ähnlich wird in Indien bei der Witwenverbrennung, der sogenannten Satti oder Sutti, Musik gemacht, damit man die letzten (ominösen) Worte der Selbstmörderin nicht verstehe — ähnlich singen sie auf deutschen Kriegsschiffen den „Jungfernkranz", wenn ein Matrose geprügelt wird, weil niemand das Geschrei hören soll — ähnlich werden bei der jüdischen Be-

chneidung Instrumente geblasen, in deren Klange die Klagelaute des Knaben verhallen sollen, obgleich diese Maßregel keine allgemeine, auch kaum notwendig scheint.

Die Beschneidung, welche die Spanier angeblich auch in Mexiko vorfanden, ist nämlich eine Ablösung des Kindesopfers und ein Ritus, mit dem der furchtbare Jehovah vertragsmäßig abgefunden wird. Gerson, der erstgeborene Sohn des Moses, war unbeschnitten — weil die Israeliten in Ägypten die Sitte vernachlässigten oder wegen seiner Geburt in Midian; da kam ihm, heißt es 2. Mose, IV, 24, der Herr entgegen und wollte ihn töten, das war sein Recht. Aber Zipora, die Mutter Gersons, nahm schnell einen Stein und beschnitt ihrem Sohn die Vorhaut und umklammerte die Knie des Gottes und sprach: Du bist mir ein Blutbräutigam. Mit andern Worten: diese Blutstropfen sind das Lösegeld, mit dem ich von Dir das Leben des Sohns erkaufe. Und ein solcher Loskauf findet noch immer statt, so oft die beiden roten, mit seidenen Kissen belegten Stühle in die Synagoge getragen werden und der eigens hierfür bestellte Mohel, das heißt der Beschneider, ein Ehrenamt, oder der Vater des Kindes oder ein Chirurg die Operation vollzieht. Der eine Stuhl ist für den Paten, der das Kind während der Beschneidung auf seinen Knien hält; der andere für den Propheten Elias, den Bundesengel, der unsichtbar bei jeder Mahlzeit eines frommen Israeliten und auch bei der Beschneidung zugegen ist. Den gewerbsmäßigen Mohel erkennt man an seinen langen Daumennägeln; er hat alles Notwendige bei sich: eine Schüssel, ein Rasiermesser oder ein Ding, das wie ein Zigarrenabschneider aussieht, blutstillende Mittel, ein paar Leinwandläppchen, Scharpie und Rosenöl. Der Chassen, der jüdische Kantor, stimmt einen Gesang an, bis die Hebamme, von anderen Frauen begleitet, das Kind zur Synagoge bringt: an der Pforte der letzteren, die keine Frau überschreitet, übergiebt sie das Kind dem Paten, und nun heißen es alle willkommen: Baruch Haba! Gesegnet

der Kommende! — Darauf setzt sich der Pate mit dem Kind auf seinen Stuhl, der Mohel nimmt das Messer und ruft: „Herr, ich lobe Deinen Namen, denn Du hast gesagt: Alles was männlich ist unter euch, soll beschnitten werden“. Hiermit faßt er die Vorhaut mit einer silbernen Pinzette oder auch mit den bloßen Fingern, schneidet sie ab und zerreißt mit seinen vorgedachten Nägeln die zurückbleibende zarte Haut — die Wunde heilt auf diese Weise schneller, die Türken unterlassen diese nachträgliche Zerreißung. Das Blut fließt reichlich, der Mohel saugt es zwei- oder dreimal mit dem Munde auf und wirft es in ein mit kauscherem Wein gefülltes Glas, worauf er nach alter Sitte ein wenig Drachenblut, pulverisierte Koralle und ähnliche Adstringentien auf die Rute streut; dann verbindet er dieselbe mit Kompressen, die mit Rosenöl parfümiert sind, und deckt den Patienten zu. Nun nimmt er das Glas mit dem blutgefärbten Weine, segnet ihn ein und benetzt damit die Lippen des Knäbleins, die Worte des Herrn aus dem Propheten Ezechiel (XVI, 6) wiederholend: „Ich aber ging vor dir über, und sahe dich in deinem Blute liegen, und sprach zu dir, da du so in deinem Blute lagest: Du sollst leben.“ Nach einem andern Segensspruche giebt er dem Kinde den gewünschten Namen. Endlich wird der 129. Psalm gebetet und das Kind ins Elternhaus zurückgebracht; das abgeschnittene Häutchen aber, das der Mohel auf einen Teller mit Erde legt, ein sehr beachtenswerter Umstand, auf den Friedhof getragen und begraben. Ich bin einst im römischen Ghetto, und zwar in einem jüdischen Hause, wo die Beschneidung ebensogut vor sich gehen kann wie in der Synagoge, Zeuge dieser merkwürdigen Zeremonien gewesen — zwei Knäblein, Zwillinge, braun wie Esau und Jakob, wurden am Fußende des Bettes, in dem die schöne, festlich geschmückte Mutter aufrecht saß, gebadet und dann beschnitten — man glaubte in die Wochenstube einer vornehmen Florentinerin aus dem sechszehnten Jahrhundert und ein Bild von Andrea del Sarto oder Ghirlandaio

zu sehn. Der Stuhl des Elias fehlte nicht — die Confetti fehlten nicht — und der silberne Teller voll frischer römischer Erde fehlte nicht.

Es war angeblich im Jahre der Welt 1208, daß der damals neunundneunzigjährige Abraham sich selbst und seinen dreizehnjährigen Sohn Ismael beschnitt, das Zeichen des Bundes zwischen Jehovah und dem Samen Abrahams, das Stigma, das die Juden nun für alle Ewigkeit vor andern Völkern auszeichnet. Genitalia, sagt Tacitus, circumcidere instituere, ut diversitate noscantur. Aber als ob Jehovah den Bund vergessen, als ob es ihn gereut hätte, den Erzvater so leichten Kaufes zu entlassen: er kam gleich wieder tyrannisch auf seine Forderung zurück und verlangte die Aufopferung Isaaks, der doch (1. Mose XXI, 4) beschnitten war, um eine neue Ablösung zu erzwingen. Das erstemal ließ er sich mit ein paar Blutstropfen des verfallenen Sohnes selbst; das zweitemal mit dem stellvertretenden Widder, dem Opfertier, der Hostie abfinden. Freilich stellt er den Widder in der biblischen Geschichte selbst, wie Diana in Aulis, da Iphigenie geopfert werden soll, eine Hirschkuh sendet; aber es ist klar, daß man die Erzählung nicht wörtlich nehmen darf, daß sie den Übergang vom Menschenopfer zum Tieropfer nur poetisch ausschmückt. Die griechische Sage bezeichnet den Übergang vom Menschenopfer zum Tempeldienst, wie ihn bei den Juden die Leviten zu versehen haben: nachgerade läßt es sich die Gottheit auch gefallen, daß der Mensch, der ihr gehört, in ihren Dienst tritt und Priester wird. Ja, der Ersatz des Kindesopfers durch das Lamm wiederholte sich noch einmal im Leben Israels, Jahrhunderte nach Abraham, die Ablösung ward gleichsam aufs neue sanktioniert: beim Auszug aus Ägypten. Abermals verlangte der unversöhnliche Jehovah das Kindesopfer, oder vielmehr er nahm es sich gleich selbst: am 15. Nisan um Mitternacht schlug der Herr, wie es 2. Mose XII, 29 heißt, alle Erstgeburt in Ägyptenland, von dem ersten Sohne Pharaos an,

der auf seinem Stuhle saß, bis auf den ersten Sohn des Gefangenen im Gefängnis, und alle Erstgeburt des Viehes. Aber die Kinder Israel sollten ausgenommen sein: sie sollten ein Lamm nehmen, je ein Lamm auf ein Haus, es schlachten und mit dem Blute mit Hilfe eines Ysopstengels den Sturz und die beiden Pfosten der Thür bestreichen — daß, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe, und euch nicht die Plage widerfahre, die euch verderbe, wenn ich Ägyptenland schlage. Das Lamm aber sollten sie selber ganz und ohne die Knochen zu zerbrechen, braten und in der Nacht mit ungesäuertem Brote und bittern Kräutern stehend und in Reisekleidern essen. Hier wird also was die Geschichte Abrahams und Isaaks nur verblümt zu verstehen gab und erraten ließ, mit nackter Deutlichkeit gesagt: daß das Lammopfer ein Surrogat des Menschenopfers sei. Das Lamm hieß das Passahlamm, von dem hebräischen Pesach, soviel wie schonendes Vorübergehn, Verschonung, italienisch la Pasqua, französisch la Pâque, zugleich Name des Osterfestes.

Dasselbe war das Geburtsfest des Israelitischen Volkes, das nun, politisch frei geworden, seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllte; es wird bekanntlich in den jüdischen Familien noch heute durch Genuß ungesäuerter Brote, der sogenannten Matzen und bitterer Kräuter, sowie von vier Bechern roten Weins unter Vorlesung der Legende, der sogenannten Gode (Haggada) begangen. Hundelein, Zickelein, Feuerlein, Wasserlein! — An Stelle des Passahlammes steht gewöhnlich der Bug oder das Schulterblatt eines solchen, gut durchgebraten, auf dem Tische und dabei ein hartes Ei, als Symbol der Ganzheit. Fleisch und Brot werden in eine pikante Sauce getaucht, die zur Erinnerung daran, daß die Kinder Israel in Ägypten Ziegel streichen mußten, mit Mehl abgerührt und dick wie Thon geschlagen wird; eine Schüssel voll Salzwasser stellt das Rote Meer dar, hierhinein werden die bitteren Kräuter, Endivie, Zaunlattich, junge Nesseln und dergleichen getaucht. Man kann

sich vorstellen, daß das die Schüssel war, in welche Judas zugleich mit dem Erlöser tauchte, doch werden wir weiter unten sehen, wie dieses Salzmeer keinen recht altertümlichen Geschmack, sondern den Charakter einer modernen Zuthat hat; die Apostel werden rite in die Sauce getaucht haben, die aus Essig und Wasser, nach andern aus einer Mischung von Essig, Feigen, Datteln, Mandeln und Gewürzen bestanden haben soll. Ein Glas Wein wird für den Propheten Elias eingeschenkt und bleibt die ganze Nacht für ihn auf dem Tische stehen. Bevor die Gläser der Gäste zum viertenmal gefüllt werden, herrscht ein paar Minuten Totenstille und die Thüre des Zimmers wird aufgemacht, um den Propheten eintreten zu lassen. Daß die Juden jetzt kein ganzes Osterlamm mehr essen, wo ein solches doch vielfach auf christliche Tafeln kommt (im Vatikan selbst wird am Karfreitag ein Lamm aus dem Jesuskindleinkloster geschlachtet und dem Papste aufgetragen) — hat seinen Grund in der gesetzlichen Bestimmung: das Passahlamm ausschließlich im Nationalheiligtum, das heißt im Vorhof des Tempels zu Jerusalem zu opfern und sein Blut und Fett am Altar darzubringen (5. Mose XVI, 2). Da der Tempel zerstört ist, verbietet sich das richtige Passahmahl von selbst; das Passahlamm konnte überhaupt nirgends anders als in Jerusalem geschlachtet werden, daher schon Jesus alljährlich zum Passahfeste nach Jerusalem reiste. Merkwürdig, wie dann der Erlöser seinen Kreuzestod bereits im Passah vorgebildet sah; denn das Passahlamm mußte rite gekreuzigt und an einem Kreuze gebraten werden. Justinus der Märtyrer giebt (in seinem Dialog mit dem Juden Trypho) ausdrücklich an: daß dem Passahlamm ein Spieß vom Holze des Granatbaums von unten nach oben, der Länge nach durch den Leib gestoßen, und daß ihm dann ein zweiter Spieß von Schulter zu Schulter gestochen wurde, so daß die Vorderfüße daran hafteten und ein richtiges Kreuz entstand. Man hat sogar geglaubt, daß die Menschen, wenn sie dem Moloch verfielen, ursprünglich so geopfert, auf ein

Kreuz gespannt und mit dem Kreuze auf den Rost gelegt worden seien und daß man deshalb die Opferart auch bei dem Tiere, für das sie gar nicht paßte, das aber den Menschen ablöste, beibehalten habe — die Vorbedeutung auf den Erlöser drängt sich auf. Und was das Sonderbarste ist: noch heute wird es mit den Osterlämmern in der Leipziger Markthalle so gemacht, sie hängen an einem Kreuz.

III.

Die letzte Mahlzeit Christi.

Das Kreuz im Leben ist wie das Kreuz in der Musik: beide erhöhn.

Alle diese Ideen hatte sich Christus angeeignet; sie beschäftigten ihn während der letzten Mahlzeit, die er mit seinen Jüngern einnahm und die eben ein Passahmahl war. Wie dieselbe wirklich verlaufen ist, kann man nicht so recht wissen; aber aus den Darstellungen der Evangelisten können wir schließen, daß es in den üblichen Formen des Festes war. Die zwölf Apostel saßen um den Tisch herum; Jesus, der die Rolle des Hausvaters oder des Familienhauptes hatte, führte den Vorsitz und nahm einen, vielleicht etwas erhöhten, Ehrenplatz ein. „Sitzen" ist ungenau; aus dem Evangelium Lucä (XXII, 14) geht hervor, daß sie nach der Sitte der Zeit auf Ruhebetten gelegen haben, es war das sogar Vorschrift und nicht ohne Bedeutung: der geringste Israelite, sagt die Mischna, soll beim Passahmahle liegen wie ein König, so bequem wie es einem freien Manne zukommt. Daraus geht hervor, daß nicht nur Luther unrichtig übersetzt hat, wenn er alle Teilnehmer (mit Ausnahme des Johannes, der an der Brust Jesu lag) sitzen läßt, sondern daß auch die meisten Gemälde des Abendmahls ein

falsches Bild gewähren. Von den vier obligaten Bechern, die der Hausvater herumzugeben hatte, werden im Neuen Testamente drei erwähnt: der erste, auf das Tischgebet oder jene Danksagung folgende, nach welcher das ganze Abendmahl als Eucharistie bezeichnet wird (Lucä XXII, 17); der sogenannte gesegnete Kelch (1. Korinther X, 16); und der Kelch nach dem Abendmahl, der vierte und letzte (Lucä XX, 20). Auf denselben folgte wie gewöhnlich der Gesang des großen Hallelujah, das heißt die zweite (aus Psalm 115—118 bestehende) Hälfte desselben, denn die erste war vorher gesungen worden. Das war der Lobgesang, nach dessen Schluß es (Matthäi XXVI, 30) hinaus an den Ölberg geht. Das Brot war das alte, süße, ungesäuerte, ein dünner, runder, nur aus Wasser und Mehl bestehender Kuchen, wie er beim Auszug aus Ägypten in der Schnelligkeit hatte gebacken werden können, wie ihn einst Abraham gegessen hatte, zu dessen Zeit man gesäuertes Brot noch nicht kannte, und wie ihn noch heute die Beduinen zu bereiten pflegen; aller Sauerteig bis auf den geringsten Rest verpönt.

Auf Leonardo da Vincis berühmtem Bilde, das er in dem Mailänder Dominikanerkloster an die Wand des Speisesaales gemalt hat, stößt Judas Ischariot mit dem linken Arme aus Versehen das Salzfaß um — das Salz fehlte allerdings auf dem hebräischen Tische nicht, es galt sogar für ein Sinnbild treuer Freundschaft, ein unverbrüchliches Bündnis heißt im Alten Testament ein Salzbund und ein Verräter in Persien noch heute ein Salzverräter (Nemek-haram). Dennoch liegt in dem Leonardo da Vincischen Salzfaß eine Art Anachronismus; denn das Salz des Passahmahles stellten eben die bitteren Kräuter selber dar. Sie bedeuteten nicht die bitteren Leiden Israels in Ägypten, sondern das Gewürz einer vorgeschichtlichen Zeit, in welcher man das mineralische Salz noch nicht, sondern nur salzige Pflanzen kannte; es ist eine alte Erfahrung, daß die Gebräuche des Kultus das Bild der Lebensweise einer vorangegangenen Zeit

festhalten. Daher auch die Vorschrift, das Passahlamm nicht zu kochen, sondern zu braten, das Braten des Fleisches war altertümlicher. Die pikante Sauce, das Charoseth stand mit da.

Wie mochte es nun kommen, daß der Erlöser bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls auf dieses Passahlamm, das doch die Hauptsache war, gar keine Rücksicht nahm, sondern ausschließlich von Brot und Wein sprach? — Wir müssen uns, wie gesagt, immer gegenwärtig halten, daß wir von dem Vorgange nur das wissen, was uns die Evangelisten erzählen; und zwar die drei ersten Evangelisten, denn der vierte schweigt darüber, Johannes kennt blos ein Abendessen, bei welchem Jesus seinen Jüngern die Füße wusch (Kapitel XIII). Wollen wir aber einmal die Schilderungen des Matthäus, des Markus und des Lukas gläubig und andächtig lesen, so gewinnen wir den Eindruck, daß Jesus deshalb über das Passahlamm hinwegging und das Brot und den Wein zu den Elementen des Abendmahls stempelte: weil er an die Stelle des Opfertiers sich setzte, sich von neuem als ein Menschenopfer fühlte, sich selbst freiwillig ans Messer zu liefern gesonnen war; aber in der Meinung, damit der Gottheit für alle Zeiten genug zu thun, fortan einen blos symbolischen Ritus wollte. In die Betrachtung seines sich erfüllenden Schicksals vertieft, in Todesahnungen mochte sich Christus sagen, wie Paulus an die Korinther schreibt — ich bin auch ein Passahlamm, das von den Juden geopfert wird — wie ich jetzt das Brot breche, so wird binnen kurzem dies Herz brechen — mein Blut wie roter Wein vergossen — mein Leib für euch alle dahingegeben werden. Und nachdem ich als ein blutiges Opfer gefallen bin, sollen meine Jünger wieder Passah feiern, mein Opfer wiederholen, aber unblutig und bildlich. Die gebackene Hostie, das Brot bedeutet nämlich eine abermalige Ablösung; denn in allen Religionen, in Rom wie in Griechenland, in Indien wie im heidnischen Europa hat man angefangen, Opfertiere, Hostien aus Teig oder Wachs zu formen, Opferkuchen von

Reis, von Sesam, von Gerste zu backen und den Göttern Oblaten darzubringen. Hostie ist ja eigentlich Opfertier und Oblate soviel wie Opfer, dies nur eine alte Schreibung für Opher oder Offer (offerre). Sodaß man gewissermaßen drei Stufen oder Grade von Wirklichkeit unterscheiden kann, die das Opfer nacheinander durchmacht, so zwar, daß sich die Gabe immer mehr verflüchtigt, immer weniger blutig, immer uneigentlicher wird: erst das Menschenopfer, dann das stellvertretende Opfer eines Lammes, zuletzt das Brot, die Hostie des christlichen Abendmahles, die wieder das Passahlamm vertritt. Aber indem Christus selbst das Passahlamm, das unschuldige Lamm Gottes sein wollte, that er zugleich einen brüsken Schritt zurück zu dem längst vergessenen Menschenopfer, das er, des Menschen Sohn, in seiner Person ein für allemal darzubringen dachte, wie ja die Alten, wenn sie den Zorn der Gottheit sühnen wollten, immer von neuem auf das Menschenopfer kamen, nachdem es schon abgeschafft worden war. Jephtha, Agamemnon hatten dies gethan, indem sie die eigene Tochter opferten; als im Jahre 362 v. Chr. ein tiefer Riß durch das römische Forum ging, die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, so lange sich die Kluft nicht schlösse, dies werde aber nur geschehen, wenn das Beste, was Rom habe, hineingeworfen würde, und sich ein edler Jüngling namens Curtius mit den Worten: „nichts Besseres hat Rom als Waffen und Tapferkeit“, mit seinem Rosse in den Abgrund stürzte, worauf sich die Kluft schloß — war sogar ein Selbstopfer geschehen, wie es auf dem Altar des Vaterlandes nicht eben unerhört ist. Christus stürzte sich in den Riß der ganzen Welt, um das Menschengeschlecht zu retten. Er nahm das Kreuz auf sich und erwarb sich dadurch nicht nur in den Augen seiner Anhänger die Glorie des höchsten Heldenmutes, er fühlte sich auch innerlich durch das Bewußtsein von Unschuld, Leiden und Aufopferung gehoben; denn das Kreuz im Leben ist wie das Kreuz in der Musik: beide erhöhn.

Vielfache Widersprüche, hebräische Reminiscenzen, heidnische Elemente finden sich in dem Gedankengang des Erlösers, oder sie sind vielmehr erst von der Legende und dem Christentum hineingetragen worden. Er ist wie Isaak, der von seinem Vater geopfert wird — sein Vater Gott selbst, der des eignen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für die sündige Welt dahingiebt — das Opfer Abrahams ein stehendes christliches Symbol des großen Versöhnungsopfers, das auch in Oberammergau nicht fehlt. Aber zunächst lag doch die Sache so, daß der Abraham, der Christus kreuzigte, das jüdische Volk war, und dieses dachte gar nicht daran, ihn Jehovah als Opfer darzubringen, die Juden wollten Christus nicht opfern, sondern strafen; wenn sie ihn opferten, so thaten sie das, ohne es zu wissen. Besonders stutzig aber mußte offenbar die schon besprochene Wendung des Erlösers machen: daß dieses Brot, das die Apostel essen, sein Leib und dieser Wein, den sie trinken, sein Blut des neuen Testamentes sei, das für sie vergossen werde. In dieser unumwundenen Versicherung und der Weisung, solches fortan zu seinem Gedächtnisse zu thun, lag gleichsam die Gewähr, daß hie mehr als ein bloßes Bild sei und daß die gebackene Hostie nicht blos das Opferlamm ablöse. Eine Andeutung lag darin, daß der Leib Christi auf geheimnisvolle Weise ewig fortdauere und das Blut nach altem Opferbrauche von der Gemeinde genossen werden solle. Genossen werden solle, um eine Art Blutsverwandtschaft der Gläubigen mit dem Erlöser und der Gläubigen untereinander künstlich herzustellen, wie die sogenannte Blutbrüderschaft eine künstlich erzeugte Verwandtschaft ist. Die alten Meder, die Lyder schlossen Blutbündnisse nach Herodot — sie schnitten sich in die Arme und leckten gegenseitig ihr Blut. Und die Scythen, erzählt (IV, 70) derselbe Herodot, der ähnliche Zeremonien auch von den Arabern weiß, vereiden sich folgendermaßen: sie gießen Wein in einen Becher und träufeln ihr Blut hinein, indem sie sich blutig ritzen. Dann tauchen sie ein Schwert, eine

steinerne Streitaxt, einen Wurfspieß und Pfeile in den Blutwein, sprechen ein Gebet und trinken aus dem Becher. Auch die Ungarn, die Tataren und alle Germanen tranken Blutbrüderschaft — selbst die Götter Odin und Loke; und nachdem der heidnische Brauch längst in Vergessenheit geraten war, hielt er sich noch bis ins achtzehnte Jahrhundert an den deutschen Universitäten bei der Studentenschaft. Zu Helmstedt und zu Leipzig tranken damals die krassen Füchse noch Brüderschaft, indem sie sich den Arm ritzten, das Blut in einen Kelch rinnen ließen und diesen knieend leerten — wie man sich auch mit seinem Blute ins Stammbuch schrieb, oder den Namen des Leibburschen in den Reisestock schnitt und die Buchstaben mit Blut rötete. Blut ist ein ganz besonderer Saft, wer wüßte das nicht vom Mephistopheles her; und hier haben wir die Kehrseite von dem Bluttrinken der Burgunden in der Etzelburg. Auf dem berühmten Bilde des Salvator Rosa in der Galerie Pitti zu Florenz wird die Catilinarische Verschwörung mit Blut getauft. Aber wer möchte leugnen, daß dergleichen Kombinationen zum mindesten in der Richtung des Gedankenganges Jesu lagen, daß sie ihm von seinen Biographen an die Hand gegeben wurden, wenn sie ihm die Worte in den Mund legten: Trinket alle daraus, das ist mein Blut! — Die Einsetzungsworte waren dunkel und vieler Mißdeutungen fähig; sie blieben nicht aus.

IV.

Die Geheimnisse des christlichen Altertums.

Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer unerhört,

sagt die Braut von Korinth, die vor der Hochzeit gestorbene Braut, die ihren Bräutigam besucht;

Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer unerhört,

sagten alle Heiden, wenn sie sich über den neuen Glauben unterhielten. Den ersten Christen wurde das Menschenopfer und alles Mögliche, Entsetzliche nachgeredet. Daß bei der Heimlichkeit, mit der sie sich notgedrungen und freiwillig umgaben, die abenteuerlichsten Gerüchte über ihre Mysterien entstehen und umlaufen mußten, ist zu denken; aber die eigentümliche Richtung, welche diese Gerüchte nahmen, läßt sich nur daraus erklären, was über die Abendmahlsfeier in die Öffentlichkeit drang. Von Nero bis Konstantin hielt man die Christen für die verruchtesten aller Menschen, die in ihren dunkeln Schlupfwinkeln Scheußlichkeiten begingen, wie sie nur eine verderbte Phantasie ersinnen könnte, und die Gunst ihres unbe-

kannten Gottes durch Monstrositäten aller Art erkauften. Das raunte man sich zu, das glaubte man; die Leute munkelten schaudernd von den Zermonien dieser abscheulichen Gesellschaft. Hu! Da hatten sie ihre Proselyten der Gerechtigkeit — wenn der Proselyt ankam und die Weihen empfing, wurde ihm ein neugeborenes, über und über mit Mehl bedecktes Kind vorgehalten und ein Messer in die Hand gegeben; dieses war sein Willkomm, das Symbol seiner Aufnahme in den Bund. Mit dem Messer mußte er in das lebendige Mehl hineinstechen, als ob er sich einen Bissen abschneiden wollte — da fing das Mehl an zu schreien und zu bluten — der Unselige hatte den Säugling geopfert, ohne zu wissen was er that. Und wie die Tiger stürzten sich die Umstehenden auf das Opfer, tranken das Blut, zerrissen den kleinen zappelnden Leib in Stücke — einer war so schuldig wie der andere, daher verriet es niemand. Dann, wurde behauptet, folgte eine Mahlzeit, ein wildes, zügelloses, tierisches Gelage, eine Orgie — worauf in einem bestimmten Augenblicke die Lichter erloschen und die Wüstheit ihren Anfang nahm — dann ging alles drunter und drüber, der Bruder mit der Schwester, der Sohn mit der Mutter, wie es gerade kam . . . das war der heilige Kuß . . . Man lese die ausgezeichnete Schilderung Gibbons im zweiten Buche seiner History of the Decline and Fall of the Roman Empire, Seite 96 ff., wo auch die Quellen namhaft gemacht sind.

Das Christentum fand seine Verteidiger, die sogenannten Apologeten, die solche Beschuldigungen widerlegten; vor Gericht beteuerten die Bekenner ihre Unschuld, drangen auf Untersuchung, wollten bestraft werden, wenn sich etwas ergäbe, fragten, ob sich denn dergleichen mit dem Evangelium vertrüge, beriefen sich auf ihre Märtyrer, die sich doch der Sünde befürchten würden, und dergleichen. Aber das Schlimme war, daß sich die Christen, das heißt die Sekten untereinander selbst verklagten und von den geheimen Versammlungen bösere Dinge wußten als die Heiden. Dieselben

rituellen Morde, dieselben Orgien, deren die Christen als solche bezichtigt wurden, warfen wieder die Orthodoxen den Marcioniten, den Karpokratianern und andern Ketzern vor, und diese warfen sie wieder der Kirche vor, aus der sie, durch ihre Schisma, ausgetreten waren. Das Christentum hat keine größeren Feinde als die Christen selbst und die Religion am meisten von Unduldsamkeit zu leiden.

Was die Kirchenschriftsteller alles von ihren Häretikern geglaubt, geklatscht, erfunden haben, ist geradezu ekelhaft. Eine gnostische Sekte hatte so schmutzige Gebräuche, daß man ihre Glieder: Schmutziger, Borboriani schimpfte; von diesen Borborianern berichtet der heilige Epiphanius, Bischof von Salamis auf Cypern, eine Säule kirchlicher Orthodoxie, so grauenhafte und lästerliche Riten, daß sich die Feder sträubt, sie wiederzugeben, obgleich sie wohlbekannt sind und nach dem zweiten Bande von Wetzer und Weltes katholischem Kirchenlexikon sogar wohlverbürgt sind. Auch der gelehrte F. Nork, der die Vorgänge in seinem Realwörterbuche zweimal unter Eucharistie und Mysterien bespricht, zweifelt nicht daran. Epiphanius will nämlich seine Nachrichten (im vierten Jahrhundert) aus erster Quelle und dem persönlichen Verkehr mit den Schmutzigern geschöpft haben. Man muß wissen, daß Epiphanius zur wirksamen Bekämpfung aller achtzig Ketzereien eine Apotheke eröffnet, will sagen ein Buch dieses Titels (Panarion) geschrieben hat; hierin (XXVI, § 3. 4.) verbreitet er sich über die Schandbarkeiten der Borborianer. Männer und Weiber, sagt er, die Borborianer hatten Weibergemeinschaft — konsekrieren und essen . . . . . (*ἀναφέρομέν σοι τοῦτο τὸ δῶρον, τὸ σῶμα τοῦ Χριστοῦ — τοῦτό ἐστι τὸ σῶμα τοῦ Χριστοῦ καὶ τοῦτό ἐστι τὸ πάσχα, διὸ πάσχει τὰ ἡμέτερα σώματα καὶ ἀναγκάζεται ὁμολογεῖν τὸ πάθος τοῦ Χριστοῦ*) und konsekrieren und trinken : . . . . (*καὶ τοῦτο, φασίν, ἐστὶ τὸ αἷμα τοῦ Χριστοῦ*). Hätte man die Schmutziger nicht einfach: Mörder nennen sollen? Istud, quod perditis, homo est! — warnt sie der Dichter des Heidentums.

Die Borborianer leiteten alles Übel und alles Böse auf der Welt (vielleicht im Hinblick auf ihre eigenen) von den Händen her, die ein Genius der ursprünglich vierfüßigen Menschheit verliehen habe, worin sie ja insofern nicht ganz unrecht hatten, als ohne die Hand keine Kultur sein würde; sie leugneten das Weltgericht und hießen wohl eigentlich Barbeliten, nach einem weiblichen Äon Barbelo, an den sie glaubten. Sei nun an den Angaben der Kirchenväter wie viel ihm wolle, jedenfalls sieht man, wohin die Grübelei der ersten Christen über die Einsetzungsworte führte.

Und zwar von Anfang an. Wir erwähnten oben, wie der vierte Evangelist der Einsetzung des Abendmahls bei der Coena Dominica nicht gedenkt; daß ihm aber das Abendmahl als christlicher Ritus bekannt gewesen sei, scheint aus dem sechsten Kapitel des Johannesevangeliums mit Gewißheit hervorzugehn. In der letzten Periode seines Lebens hielt sich Jesus gewöhnlich zu Kapernaum, in dem Hause der Brüder Andreas und Petrus auf; in der Synagoge dieser Stadt predigte der Erlöser nach der wunderbaren Speisung über das Abendmahl. „Das Brot, das ich geben werde", heißt es im Evangelium Johannis VI, 51, „ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt." Da zankten die Juden untereinander, fährt der Evangelist fort, und sprachen: „wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?" — Ja, wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? — diese Frage ward in der christlichen Kirche immer wieder aufgeworfen, wie in der Synagoge zu Kapernaum, die Mönche und die Äbte, die Bischöfe und die Scholastiker stritten sich jahrhundertelang herum, wie Brot und Wein zu Leib und Blut des Gottmenschen werden könne, bis endlich die Verwandlung der Abendmahlselemente in Christi Leib und Blut einfach für ein Faktum erklärt und die sogenannte Transsubstantiation auf der vierten Lateransynode (1215) unter Innocenz III. sanktioniert ward.

Wie das zugehen solle, weiß niemand. Die Messe ist ein

schauerliches Geheimnis, der Höhepunkt aller kirchlichen Wunder; die Abendmahlselemente behalten zwar (leider) auch nach der Konsekration Gestalt, Farbe, Geruch, Geschmack von Brot und Wein, aber stofflich, wir würden sagen: chemisch, werden sie verwandelt, etwa wie sich bei der Verwandlung der Kartoffel in Zucker die Atome anders lagern oder wie aus Quecksilber Zinnober, ein Stück Kohle zum Diamanten wird. Aber um dieses Wunder richtig zu beurteilen, müssen wir erst einmal in die katholische Kirche und zur Messe gehen.

V.

Der Ritus der Messe. Das unblutige Opfer abermals durch die Konsekration in ein blutiges verwandelt.

> Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
> die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
> der Bischof steht im reinen Meßgewand,
> er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
> das hohe Wunder der Verwandlung an,
> und niederstürzt dem gegenwärtgen Gotte
> das gläubig überzeugte Volk.
>
> Maria Stuart.

Eine katholische Messe ist ein ergreifendes, tiefdurchdachtes Schauspiel, der Akt der Elevation so erhaben, so königlich, daß nicht nur ein Mortimer entzückt war, sondern selbst ein Bolingbroke hingerissen ausrief: wenn ich ein König wäre, überließe ich ein solches Amt niemand anders! —

Sehen wir uns zuallererst den Priester an, der sich anschickt das heilige Opfer darzubringen; er ist selbst Gott geopfert worden. Bildlich; er trägt die Tonsur: das Abscheren des Haupthaares ist wie das Beschneiden der Vorhaut eine ablösende Opferung der ganzen Persönlichkeit gewesen. Dieser Mann, der längst Gott gehört, begiebt sich in die Sakristei, sucht seine Messe im Meßbuch auf, liest sie durch und legt die Zeichen ein. Dann wäscht er sich die Hände und richtet den Kelch, bedeckt ihn mit einem Handtuch, dem Purifikatorium und setzt ein goldenes Tellerchen, die Patena

mit einer Hostie darauf, welche letztere mit der Palla bedeckt und einem seidenen Schleier verhüllt wird; über den Schleier kommt eine Tasche von der Farbe des Meßgewandes, die Bursa zu liegen, in welcher ein weißes Tischtuch, das Corporale steckt.

Hierauf legt er unter den vorgeschriebenen Gebeten die einzelnen Teile des Ornates (über seine gewöhnlichen Kleider) an. Als welche sind:

1. der Amictus, den er in der Mitte, da wo das Kreuz ist, küßt, erst auf das Haupt, dann um den Hals legt (Impone, Domine, capiti meo galeam salutis ad expugnandos diabolicos incursus).
2. die Alba (Dealba me, Domine, et munda cor meum, ut, in sanguine agni dealbatus, gaudiis perfruar sempiternis).
3. das Cingulum (Praecinge me, Domine, cingulo puritatis et exstingue in lumbis meis humorem libidinis: ut maneat in me virtus continentiae et castitatis — ein altes deutsches Verschen lautet:

   daß er die Lappen treit,
   das sol iu werden geseit:
   die Lappe ist gescaffen
   ze manenne den phaffen,
   die bezeichenet die Kiuschheit).

4. das Manipel, ein breites Band, das über den linken Arm gehängt wird, mit einem Kreuz in der Mitte, das er küßt (Merear, Domine, portare manipulum fletus et doloris: ut cum exultatione recipiam mercedem laboris).
5. die Stola, die er mit beiden Händen ergreift, küßt, um den Hals legt und über der Brust kreuzt (Redde mihi, Domine, stolam immortalitatis, quam perdidi in praevaricatione primi parentis: et quamvis indignus accedo ad tuum sacrum mysterium, merear tamen gaudium sempiternum).
6. die Planete oder Casel, das eigentliche Meßgewand (Domine, qui dixisti: Iugum meum suave est et onus meum leve — fac ut istud portare sic valeam, quod consequar tuam gratiam. Amen).

So ausgerüstet, geht der Priester, in der Linken den Kelch, mit der Rechten die Bursa darüber haltend, zu dem Altar; ihm voran der Meßdiener mit dem Meßbuch und den übrigen Erfordernissen. An der untersten Stufe nimmt er sein Käppchen ab, reicht es dem Meßdiener und verneigt sich; dann steigt er hinauf, stellt den Kelch auf die Evangeliumsseite, nimmt das Corporale aus der Bursa, breitet es aus und stellt den verschleierten Kelch darauf. Dann tritt er auf die Epistelseite, schlägt das Meßbuch auf und steigt wieder hinunter, um zu beichten.

Zum Altar gewendet, die Hände vor der Brust gefaltet, sagt er laut:

In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. Introibo ad altare Dei . . .

Wir übergehen diese einleitenden Handlungen, das Confiteor, den feierlichen Introitus, das Kyrie eleison, das Gloria, das Gebet, die Verlesung der Epistel und des Evangeliums und das Credo, dem in der lutherischen Kirche der Glaube entspricht, wie denn der ganze protestantische Gottesdienst aus der katholischen Messe hervorgewachsen ist — sie sind sämtlich bis in die kleinste Einzelheit studiert und berechnet, der Priester macht keine Bewegung, die nicht von der Kongregation der Riten sorgfältig erwogen und auf das genaueste vorgeschrieben worden wäre. Sondern wir kommen gleich auf die Hauptsache, das Offertorium, das Opfer im Sinne von Darbringung — Offertorium ist, wie wir bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, buchstäblich dasselbe Wort wie unser Opfer, nur etwas länger.

Oremus Offertorium. Der Priester setzt den Kelch auf die Epistelseite, entschleiert die Hostie, erhebt die Patena mit beiden Händen bis zur Höhe der Brust und ruft: Suscipe, sancte Pater! — Dann macht er mit der Patene eine Kreuz über das Corporale und legt die Hostie darauf. Nun ergreift er den Kelch, wischt ihn mit dem Purificatorium aus und gießt den roten Wein hinein, den ihm der Meßdiener in einem Kännchen, der Ampulla reicht.

Mit den Worten: Deus, qui humanae substantiae gießt er aus einer zweiten Ampulla Wasser in den Kelch (da nobis per hujus aquae et vini mysterium) und faßt den Kelch mit der Rechten. Er erhebt ihn mit beiden Händen und spricht:

offerimus Tibi, Domine,

um ihn dann bedeckt auf das Corporale hinter die Hostie zu setzen. Leise und die gefalteten Hände auf den Altar legend, spricht er ein Gebet; bei den Worten: et benedic segnet er mit der Rechten Hostie und Kelch. Nachdem ihm der Diener auf der Epistelseite Wasser über die Fingerspitzen gegossen und er sich dieselben abgetrocknet hat, betet er wieder leise; dann küßt er den Altar, wendet sich zum Volk und ruft: orate, Fratres! — fährt aber wiederum heimlich fort. Erst bei den Worten: per omnia secula seculorum beginnt er mit lauter Stimme die sogenannte Vorrede, die Präfatio zu sprechen, das auf die Wandlung vorbereitende Gebet. Sursum corda! Gratias agamus Deo nostro! — Antwort: dignum et justum est. Beim Sanctus legt er die Hände vor der Brust zusammen und fährt leiser fort, während der Meßdiener klingelt. In einer Beethovenschen oder Bachschen Messe bildet bekanntlich das Sanctus einen Satz von besonderer Feierlichkeit.

Die Konsekration bewirkt die eigentliche Wandlung der Elemente. Leise und tiefgeneigt beginnt der Priester den Meßkanon. Ut nobis corpus et sanguis fiat dilectissimi filii Tui Domini nostri Jesu Christi, qui pridie quam pateretur (er faßt und hält die Hostie mit seinen beiden Daumen und seinen beiden Zeigefingern) accepit panem in sanctas ac venerabiles manus suas: et elevatis oculis in coelum .... gratias agens (er hält die Hostie mit Daumen und Zeigefinger der Linken und segnet sie*) mit der Rechten) benedixit, fregit,

*) bekreuzt sie; segnen heißt: das Zeichen, das Signum des Kreuzes machen. Mit dem Christentum aus dem Lateinischen entlehnt.

deditque discipulis suis .... Hierauf spricht er leise, gesenkten Hauptes und die Ellbogen auf dem Altar die Zauberformel über die mit beiden Daumen und Zeigefingern gehaltene Hostie aus:

HOC EST ENIM CORPUS MEUM —

sie hat zu dem Ausdruck Hokuspokus Veranlassung gegeben, nach einer Schrulle Kants sogar zu dem Wort Hexe. Während nun der Priester seine Hostie immer mit denselben Fingern über den Altar hält, betet er sie kniend an; dann richtet er sich mit ihr auf, erhebt sie und zeigt sie dem Volke zur Anbetung: endlich legt er sie auf das Corporale zurück und betet sie abermals auf den Knien an. Von nun an darf er Daumen und Zeigefinger bis zur Abwaschung nach der Kommunion nicht trennen, außer wenn er die Hostie berührt. Während der Elevation hat der Diener mit der Linken den Saum des Meßgewands zu lüften, damit es den Priester nicht belästige; mit der Rechten klingelt er dreimal.

Wiederaufgerichtet, enthüllt der Priester den Kelch, in welchen er fallen läßt, was etwa von der Hostie noch an seinen Fingern haftet: Simili modo (er ergreift den Kelch mit beiden Händen) accipiens et hunc praeclarum calicem .... benedixit (er hält den Kelch mit der Linken und segnet ihn mit der Rechten) deditque discipulis .... — und den Kelch mit beiden Händen haltend, die Ellbogen auf den Altar stützend, spricht er leise die Formel der Konsekration des Blutes aus:

HIC EST ENIM CALIX SANGUINIS MEI, novi et aeterni Testamenti: Mysterium Fidei: qui pro vobis et pro multis effundetur in remissionem peccatorum.

Dann setzt er den Kelch nieder und betet das Blut kniend an; wiederaufgerichtet, erhebt er den Kelch mit beiden Händen und präsentiert ihn der Gemeinde zur Anbetung; endlich setzt er ihn wieder auf das Corporale, bedeckt ihn mit dem Schleier und bleibt in die Betrachtung des Sakraments versunken. Dabei hat der

Meßdiener, wie vorhin, den Saum des Meßgewandes zu lüften und zu klingeln.

Die folgenden Handlungen und Gebete, zuletzt das Gebet des Herrn, das der Celebrant, die ausgebreiteten Hände auf den Altar unter das Corporale legend, spricht, wollen wir wieder übergehen, um uns gleich zur Kommunion zu wenden. Nach dem Amen wischt der Priester den Hostienteller mit dem Purificatorium ab und hält ihn mit Zeige- und Mittelfinger über den Altar; dann erhebt er die Patena, küßt sie und schiebt sie unter die Hostie, indem er mit dem linken Zeigefinger nachhilft, entschleiert den Kelch und betet von neuem kniend an. Nun richtet er sich auf, um die Hostie zu nehmen: dieselbe mit seinen beiden Daumen und Zeigefingern über den Kelch haltend, bricht er sie (per Fractionem Panis) mitten entzwei — die eine Hälfte, in den Fingern seiner rechten Hand, legt er auf die Patena zurück, von der linken Hälfte bricht er mit Daumen und Zeigefinger der Rechten (qui tecum vivit et regnat) ein Stückchen ab, dann legt er sie zu der andern auf der Patena (in unitate Spiritus sancti Deus). Das abgebrochene Stückchen, das er in der Rechten hat, dagegen hält er über den Kelch, den er mit der Linken anfaßt:

per omnia saecula saeculorum, Antwort: Amen,

bekreuzt damit den Kelch dreimal von Rand zu Rand:

pax Domini sit semper vobiscum, Antwort: et cum spiritu tuo,

und wirft es endlich mit den Worten:

haec Commixtio et Consecratio Corporis

in den Kelch. Dann säubert er die gebrauchten Finger über den Kelch, schließt sie wieder, bedeckt den Kelch mit dem Schleier und betet abermals kniend an.

— Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis — er ist aufgestanden und hat die Hände vor der Brust gefaltet, jetzt schlägt er sich mit der Rechten an die Brust — miserere nobis — er schlägt wieder an seine Brust — dona nobis pacem — er

schlägt zum drittenmale an seine Brust. Dann küßt er den Altar in der Mitte, und der Friedenskuß wird gegeben; darnach sagt er leise: Panem coelestem accipiam. Er nimmt also die beiden Hälften der zerbrochenen Hostie und steckt sie zwischen Zeigefinger und Daumen der linken Hand, die Patena darunter zwischen Zeige- und Mittelfinger, mit der Rechten aber schlägt er wieder dreimal an seine Brust und sagt dreimal: Domine, non sum dignus ut intres sub tectum meum .... Hierauf faßt er die beiden Hälften der Hostie wieder mit den rechten Fingern und bekreuzt sich damit über der Patena; endlich nimmt er, tiefgebückt, die Ellbogen auf den Altar gestützt, beide Hälften zu sich. Mit den Händen das Gesicht bedeckend, ruht er ein wenig in der Betrachtung des Sakraments. Quid retribuam Domino? — Mittlerweile entschleiert er den Kelch, reinigt die Patena und seine Finger darüber, daß nichts daran haften bleibt, und nimmt den Kelch,

Calicem salutaris sanguinis Domini nostri ....

in seine rechte Hand. Mit der Linken die Patena unterhaltend, trinkt er das Blut samt den hineingeworfenen Leibesteilchen. Sind Kommunikanten da, so reicht er ihnen die sogenannten heiligen Partikeln, griechisch: *Μερίδες*, das heißt die abgebrochenen Stückchen, was von der Hostie abgekrümelt und für diesen Fall in einer Büchse gesammelt worden ist. Die Reinigung des Kelchs, die Abspülung der priesterlichen Finger mit Wein und Wasser und das Austrinken der Reste geschieht mit der peinlichsten Sorgfalt, weil von dem gesegneten Brote und Weine nicht das Geringste verloren gehen, nichts umkommen darf: es ist Christi Leib und Blut.

VI.

Stellung des Volks zu der katholischen Lehre vom Abendmahl. Blutende Hostien. Die Reformation.

Das ist.

Die Worte, welche Luther beim Religionsgespräch zu Marburg (1529) mit Kreide auf den Tisch schrieb und seinen Gegnern, wenn ihm diese im Abendmahlsstreite hart zusetzten, zu zeigen sich begnügte.

Vor zwei Jahren war dem Papste ein Buch: le Mystère du Sang chez les Juifs zugeschickt und dasselbe auf dem heiligen Stuhle angeblich mit Beifall gelesen worden, was dem Oberrabbiner von England Adler Veranlassung gab, den Kardinal Manning im Namen der jüdischen Gemeinde zu interpellieren. Es ergab sich, daß der Papst das Buch gar nicht zu Gesicht bekommen hatte; indessen wollte man wissen, daß bereits Innocenz IV., Clemens XIV. Ganganelli, Fürstbischof Kopp und andere Kirchenfürsten die Juden und das Christenblut nicht für unzertrennlich gehalten hätten. Das Geheimnis ist vielmehr auf Seiten der Antisemiten selbst, die christliche Eucharistie das wahre und eigentliche Mystère du Sang.

Wiederholt sind die Juden der Hostienschändung bezichtigt

worden, im dreizehnten Jahrhundert von dem fränkischen Edelmanne Rindfleisch, im vierzehnten Jahrhundert von den sogenannten Armleder im Elsaß, noch im sechszehnten Jahrhundert von den Berlinern — im Jahre 1510 wurden angeblich in Berlin siebzig Juden verbrannt, weil sie christliche Hostien mit Christenblut gefärbt haben sollten — die Oblaten waren nämlich in der Sakristei von einer Art Blutregen, einem blutroten Schimmel, Ehrenbergs Monas prodigiosa, Cohns Micrococcus prodigiosus befallen worden. Durch Vermittelung gewisser Bakterien bilden sich an feuchten Orten Pigmente, und es entstehen auf den Speisen, namentlich auf Backwerk blutrote Flecke. Da spricht dann das abergläubische Volk von blutendem Brot, von blutenden Hostien und dekretiert: der Schächter wird verbrannt Sonderbare Verdrehung des wahren Verhältnisses! — Die ungesäuerten Brote, die vom jüdischen Familientische auf den christlichen Altar herübergenommen worden sind, die der Celebrant mit den beiden Daumen und Zeigefingern bricht und auf die Patene legt, sie sollen sich im eigentlichen Sinne, per Transsubstantiationem blutrot färben — hoc est enim corpus meum.

Der heilige Syrus, erster Bischof von Pavia, wird mit einer Hostie in der Hand abgebildet; oder er reicht den Leib des Herrn einem Menschen, aus dessen Munde eine Feuerflamme schlägt. Ein Jude war zum Abendmahl gegangen, um die Hostie aus dem Mund zu nehmen, fortzutragen und zu schänden. Aber kaum hatte er sie auf der Zunge, fing er an zu schreien: die gesegnete Oblate brannte ihn wie Feuer. Schnell nahm der Heilige dem Frevler den Leib Jesu Christi aus dem Munde und der verstockte Jude gewitzigt den christlichen Glauben an. Also geschehen zu Pavia, an einem 12. September des zweiten Jahrhunderts. Dieser Jude kommt mir vor wie der Jäger, der sich Freikugeln gießen will und mit der Hölle im Bündnis steht: auch er behält beim heiligen Abendmahl die Hostie im Munde, um sie dann herauszunehmen;

er geht damit in den Wald, klebt sie an einen Baum und schießt darnach. Die angeschossene Hostie giebt drei Blutstropfen, die der Jäger auf einem weißen Tuche auffängt; das letztere verbrennt er dann in einem irdenen Topfe und die Asche mengt er beim Kugelgießen unter das Blei.*)

Bist du, lieber Leser, einmal über das Stilfser Joch gegangen und in Trafoi gewesen? — Vielleicht hat Dir dann der würdige Lokalbenefiziat die Geschichte auch erzählt. Zu Münster im Bündner Münsterthale steht ein Benediktinerinnenkloster, das von Karl dem Großen gestiftet worden ist. In diesem Kloster lebte um 1200 eine Nonne, Agnes von Sinz, die ging am Gründonnerstage, wie es sich gehört, mit den Schwestern zum heiligen Abendmahle. Aber eine verborgene Schuld drückte auf ihr Gewissen: sie fühlte sich unwürdig, das gesegnete Brot zu essen, und eilte mit dem heiligen Leibe auf der Zunge in ihre Zelle; hier nahm sie ihn aus dem Munde und band ihn in ein Tuch. Doch wunderbar! als sie das Tuch voll Unruhe wiederentfaltete, war der blutige Abdruck einer Kindesgestalt zu sehen. Entsetzt ging sie zum Beichtvater, dem Pater Johannes, offenbarte ihm das Gericht des Himmels und sagte ihm alles, alles. Hier war etwas Furchtbares geschehen, das Allerheiligste beleidigt worden: unendlich wie die Schuld mußte die Buße sein. Nicht blos Agnes von Sinz konnte sie vollbringen — sie floh in das Suldenthal: Pater Johannes selbst entschloß sich den Frevel der Sünderin zu sühnen. Er nahm das blutige Tuch und dazu das uralte, hölzerne Gnadenbild der Muttergottes mit dem Jesuskindlein auf dem Arme, das, ein Eigentum der Bolischen Familie, zu St. Maria im Münsterthal verehrt ward, und ging

---

*) Zu demselben Ende kann der Jäger auch in der Neujahrsnacht mit geladener Flinte in die Kirche gehn und nach der Monstranz zielen, wenn sie vom Priester emporgehoben wird; die Flinte fehlt dann keinen Schuß mehr, aber die Seele des Jägers ist dem Teufel verfallen. Hackelberg, der wilde Jäger schießt auf das Kruzifix selbst, das ein noch deutlicheres Abbild Jesu Christi ist.

mit den beiden Heiltümern in die Berge. Von St. Maria im Münsterthal führt ein uralter Saumweg über den Sattel am Ostfuße des Piz Umbrail nach der Cantoniera Santa Maria an der Stilfser Straße; dieser Saumpfad, auch Umbrailpaß genannt, war früher wichtiger denn jetzt, er vermittelte vor der Herstellung der Stilfser Straße jahrhundertelang den Verkehr zwischen Deutschland und Welschland, zwischen dem Vintschgau und dem Veltlin, zwischen dem Etschthal und dem Addathal. Ihn erklomm also auch der Pater Johannes, und so gelangte er in die Gegend, wo jetzt das italienische Mautamt, die wohlbekannte Quarta Cantoniera steht, ging aber hier nicht nach Süden hinunter, sondern, zu einer Zeit, wo an eine Straße noch nicht zu denken war, über die Paßhöhe des Joches nach Norden hinunter, auf die breite Schneepyramide des Weißkugel in den Ötzthaler Alpen zu, bis er die Einöde am Trafoier Bach erreichte. Hier lebte er in der grauenhaften Wildnis heilig und einsam, ein Büßer fremder Sünde, in der Einsiedelei oder dem Eremitorio; hier ward er an der Stelle „zum heiligen Leib" von armen Wildheuern begraben (um 1227).

Dergleichen kommt wohl auch in der Protestantischen Kirche vor — ich kenne eine Leipziger Konfirmandin, die beim Abendmahl die Hostie aus dem Mund genommen hatte, weil sie ihr zu groß gewesen war, und die sich nun ein Gewissen daraus machte; es geschieht oft, daß die Kommunikanten mit dem Finger nachhelfen müssen, um die thalergroße Hostie in den Mund zu schieben. Vielleicht reicht die Katholische Kirche aus diesem Grunde nur die heiligen Partikeln. Bei der letzten Mahlzeit Christi gab es ja auch nur Brocken, konnte es nur Brocken geben: das jüdische Brot war rund, zwei bis drei Zentimeter dick und achtzehn bis zwanzig Zentimeter im Durchmesser, gewöhnlich im Kreuz von zwei Linien durchschnitten, die den Kreis in vier Sektoren teilten und den Bruch vorbildeten. Auf der Fürstenschule zu Sankt Afra wurde das Brot in solche Sektoren, sogenannte Knachen geschnitten; das

Kreuz wurde dann auf den ältesten Oblaten beibehalten und ausdrücklich (wie heutzutage ein Kruzifix) eingebacken, es fügte sich zu dem Kreuze des Erlösers so zufällig und so gut wie das Kreuz, an welches das Passahlamm geheftet zu werden pflegte. Die ursprüngliche Hostie wird man sich vorstellen müssen wie die runden Fladen, die man verkohlt in einem pompejanischen Bäckerladen gefunden hat, oder wie die flachen Brote aus Sorghum oder Maismehl, die der ägyptische Fellah heute noch genießt. (Vergleiche „Neapel und seine Umgebung", Seite 79 und die modernen Matzen.) Übrigens gab der Priester den Kommunikanten von Haus aus das Abendmahlsbrot in die Hand, erst im neunten Jahrhundert wurde dies verboten und den Priestern zur Pflicht gemacht, es in den Mund zu stecken, wie es seitdem zur allgemeinen Regel geworden ist: das Allerheiligste sollte dadurch vor Entweihung und vor einem Frevel geschützt werden, wie ihn der Jude in Pavia vorhatte. Das erschien auch in der Ordnung, sobald man eben in der geweihten Hostie das Allerheiligste und einfach den heiligen Christ selbst erblickte, der, emporgehoben und in der Monstranz ausgestellt, vom Volke kniefällig zu verehren, aber nur von einem geweihten Priester anzurühren war.

Zu Genua, im Schatze des Domes San Lorenzo befindet sich der heilige Gral. Will sagen: die Schüssel, aus welcher Christus bei seiner letzten Mahlzeit mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen, oder der Becher, aus dem Jesus bei derselben Mahlzeit getrunken, und in dem nachher Joseph von Arimathia das Blut aus der Seite des Erlösers aufgefangen haben soll — ein achteckiges Gefäß, angeblich ein einziger Smaragd, in Wahrheit ein altorientalischer Glasfluß. Es wird auch für die Schüssel, in welcher das Haupt Johannis des Täufers hergetragen und dem Mägdlein, der Tochter der Herodias (Evangelium Matthäi XIV, 11) ausgeliefert ward; ja für einen smaragdenen Teller ausgegeben, den die Königin vom Reich Arabien dem Salomo verehrt habe, als sie gen Jerusalem

kam, ihn mit Rätseln zu versuchen (1. Könige X, 1 ff). Auch die deutsche Kaiserin hat sich in Genua den Sacro Catino zeigen und im Oktober 1889 bei ihrer Reise von Monza nach Athen mit Bewilligung des Erzbischofs und des Oberbürgermeisters von Genua auf den Bahnhof bringen lassen, wo er auf einem verdeckten Tische aufgestellt ward; König Humbert stand mit dem Prinzen von Neapel abseits und unterhielt sich mit Crispi. Bisher pflegte der heilige Gral, der nach wie vor seine eigenen Ritter und Tempelherren hat, einmal im Jahre zur kniefälligen Verehrung ausgestellt zu werden, ganz wie die Monstranz; nur geweihte Hände durften ihn berühren. Es war eine Strafe von 1000 Dukaten darauf gesetzt, das große Heiltum anzutasten. Derselbe Kultus wird bekanntlich mit allen Hinterlassenschaften des Erlösers, der Eisernen Krone, den Splittern vom Kreuze Christi, den Bruchstücken des Tisches, an dem die letzte Mahlzeit stattfand, den Überresten der letzteren selbst*) und nachgerade auch mit minder heiligen Reliquien getrieben, wie sie unter dem Altar, auf dem das heilige Opfer vor sich geht, seit alten Zeiten niedergelegt sein müssen. Erst recht gebührt also die fußfällige Verehrung und die Kniebeugung dem Sakrament des Altars, dem Hochwürdigsten, den Abendmahlselementen, wenn dieselben durch die priesterliche Konsekration in Christi Leib und Blut verwandelt worden sind, der Erlöser in Person durch die Straße getragen wird. Die Kniebeugung wird deshalb in katholischen Ländern auch von dem zu kirchlichen Feierlichkeiten kommandierten Militär gefordert, über eine diesbezügliche Verordnung des bayrischen

---

*) Der gelehrte Angilbert, Günstling und Schwiegersohn Karls des Großen, Abt von Centula, glaubte in der That nicht nur Fragmente des Kreuzes, des Schwammes, der Bande, der Nägel (woraus die Eiserne Krone geschmiedet ist), sowie einige Tropfen von Christi Taufwasser; sondern auch Splitter von dem Abendmahlstische und Brot von Christi letzter Mahlzeit zu besitzen. [Dictionary of Christian Antiquities (London, Murray 1880) Vol. II. p. 1770.]

Ministers Abel entbrannte (1838) ein längjähriger, im Bayrischen Landtage fortgesetzter Streit.

Die katholische Verwandlungslehre ist allein konsequent und vermutlich auch allein im Sinne desjenigen Christus, den sich die Evangelisten denken; daß sich die Kommunikanten in der obenangedeuteten mystischen Weise mit dem Leibe Christi vereinigen und damit selbst Ein Leib werden, spricht ja auch der Apostel Paulus in dem ersten Briefe an die Korinther (X, 16 ff) aus. Nimm hin den Leib, er ist für dich geopfert — geopfert freiwillig vom Erlöser, geopfert von Gott Vater, der des eigenen Sohnes nicht verschonte, geopfert unwissentlich von den Juden, geopfert jetzt zum viertenmal vom Priester, der das hohe Wunder der Verwandlung mit seiner Konsekration bewirkt. Das ist einfach und überzeugend, durchschlagend — Luthers Lehre dagegen: eine leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in und unter dem in seiner Substanz unveränderten Brote und Weine und ein mündlicher Genuß von Leib und Blut, der den gläubig Genießenden zum Heile, den ungläubig Genießenden zur Verdammnis gereiche: hat etwas Gewundenes und Geschraubtes, etwas Halbes, wie denn dieser Reformator überhaupt nicht bis zu Ende dachte, sondern auf halbem Wege stehen blieb. Zwingli, der das Abendmahl ein bloßes Gedächtnismahl zum Andenken an den Tod Christi und Brot und Wein einfache Symbole sein ließ, war seinerseits konsequent, wurde aber damit, wie er selbst fühlte, dem Mysterium, dem mystischen Hange des Volkes und wahrscheinlich der ersten Christen nicht gerecht. Was helfen uns am Ende alle Spitzfindigkeiten und Tüfteleien der Theologie, die Hauptsache ist doch, wie das Volk über die Elemente denkt, was sich die Kommunikanten unter dem heiligen Abendmahl vorstellen; und da stoßen wir überall, bei Katholiken und bei Protestanten, auf die unmittelbare, dem mittelalterlichen Verstand allein zusagende Verwandlung. Die Leipziger Konfirmandin und die Schwester Agnes von Sinz, eine wie die andere

fürchtet sich vor der Verwandlung. Ohne sie kein Wunder, kein Opfer, keine rechte Kultushandlung. Nur die schauerliche Transsubstantiation vermag das Feuer der Andacht zu unterhalten, die Erinnerung an das Versöhnungsopfer auf Golgatha zu beleben, das Gemüt mit dem Unbegreiflichen zu füllen; zugleich setzt sie die Zaubermacht des Priesters ins rechte Licht. Auch in diesem ernsten Sinne können wir sagen: Blut muß fließen.

VII.

Blutige Riten der russischen Flagellanten. Das Opfer des Christosik.

Jhêsus Crist der wart gevangen,
an ein kriuz wart er erhangen,
das kriuze wart von bluote rot;
wir klagen sin martel und sinen tot.
durch Got vergieß wir unser bluot,
das si uns für die sünden guot!

Bußgesang, Leis, von den deutschen Geißlern
während der Geißelung gesungen.

Auch die Griechische Kirche hat die Verwandlungslehre auf der Synode zu Jerusalem (1672) angenommen, aber damit den Fanatikern nicht genug gethan, die heimlich zur alten blutigen Hostie zurückgekehrt sind. Ein moderner Antichrist, Georg Friedrich Daumer behauptete bekanntlich: das Christentum sei keine Fortbildung des Judentums, sondern ein Zurückgehen in den alten, mit Menschenopfern und Menschenfresserei verbundenen Molochdienst gewesen – die Juden hätten im Laufe der Zeit die Menschenopfer in Tieropfer umgewandelt, aber eine Sekte sei dem alten Glauben treu geblieben und aus dieser Jesus hervorgegangen, der Wiederhersteller jenes Kultus. Daraus erkläre sich der Abscheu der

Römer und der Heiden. Einen solchen Rückschlag beobachtet man bei gewissen Zweigen des russischen Raskols, die das sinnbildliche Meßopfer abermals versinnlichen, das Selbstopfer Christi abermals durch einen groben Ritualmord illustrieren, von dem nun freilich abermals in Sankt Petersburg und Moskau mit Grauen gesprochen wird.

Die Bewegung gegen die Christen in China vom vorigen Jahr entstand, weil das Volk glaubte, daß die Christen Leichen, respektive Augen, Herzen, Glieder von Leichen zur Herstellung von Medikamenten brauchten. Die russischen Flagellanten bereiten sich aus Kinderleichen, aus den Körpern ihrer Christosiks ein ewiges Heilmittel, das sie zu sich nehmen, Vergebung der Sünden zu erlangen — sie opfern in Stellvertretung einen kleinen Heiland, weil sie für Christi wahren Leib und Christi wahres Blut ein Surrogat haben müssen, das der eucharistischen Speise näher kommt, als Brot und Wein. Sie geraten auf die Sprünge der ältesten Christenheit zurück und bringen der Gottheit wieder einen lebendigen Menschen dar, ohne sich daran zu stoßen, daß sie wohl in dem Falle der Juden sind, die einen Unschuldigen ermorden, aber daß der letztere keineswegs in dem Falle des Erlösers ist, der sich selber opfert. Ein wirkliches Selbstopfer würden sie vielmehr mit ihren Geißelungen bringen. Die Flagellanten oder Geißler heißen auf russisch: Chlisten (Chlysty); chlistat, chlestat ist soviel wie geißeln. Christosik bedeutet: den kleinen Christus (Chrisstoß).

Im weiten Rußland ist bekanntlich unter den Griechisch-Gläubigen das Sektenwesen außerordentlich ausgedehnt; keine andere Kirche, selbst die Anglikanische nicht, hat so viele Sekten erzeugt, wie die russische. Die merkwürdigsten darunter sind die sogenannten Skopzen oder (was thatsächlich dasselbe) Schöpse, die sich, um als weiße Tauben, als Jungfrauen dem Lamme nachzufolgen, selbst verstümmeln, den Männern die Hoden ausschneiden, den Weibern die Brust ablösen — sie berufen sich auf die Stelle

im Evangelium Matthäi (XIX, 12), die schon den großen Kirchenlehrer Origenes bewog sich selber zu entmannen; und die genannten Geißelbrüder, die sich wie die tanzenden und heulenden Derwische im Orient benehmen, aber die Zeugung verherrlichen, die Wollust heilig sprechen. Sie verbinden mit ihren Orgien ganz krasse, realistische und doch, man muß sagen, nicht geradezu unrichtig gedachte Abendmahlsbräuche, haben die Symbole, die Zeichen, die sonst bei ihnen gewöhnlichen Elemente, Schwarzbrot und Wasser, ganz und gar aufgegeben und verlassen, segnen wieder Fleisch und Blut ein, wollen einen leibhaften, sterbenden Erlöser, ein blutiges Opfer schlechthin.

Ich folge hier der Darstellung des Franzosen Anatole Leroy-Beaulieu, in seinem vortrefflichen, von L. Pezold, Joh. Müller und Hans Merian ins Deutsche übersetzten Werke: Das Reich der Zaren und die Russen (Sondershausen, Verlag von F. A. Eupel 1890), dessen dritter Band der Religion und dem religiösen Empfinden in Rußland, dem Raskol und den Sekten gewidmet ist. Der Verfasser macht (auf Seite 450 der deutschen Übersetzung) seine Quellen namhaft, kann natürlich auch nur wiedergeben, was erzählt wird, glaubt jedoch aus verschiedenen Gründen nicht, daß die mitgeteilten Schauergeschichten rein erfunden seien. Der russische Bauer ist im allgemeinen von sehr sanfter Gemütsart, aber das Volk noch halb heidnisch, der religiöse Fanatismus bemächtigt sich seiner wie ein wildes Tier. In der Hauptsache scheint ein Zweifel ausgeschlossen, die Gewohnheiten der mit Feuer und Blut taufenden Skopzen sind nur allzugut konstatiert, die gelbliche Gesichtsfarbe, der schwache Bart, die Knabenstimme verrät so manchen Geldwechsler in St. Petersburg und Moskau; und wie gesagt, ist der heilige Kannibalismus nichts Unerhörtes, nichts völlig Unlogisches. In dem Zusammenhange, in dem wir diese Verirrungen hier bringen, nehmen sie sich anders aus, befremden sie weniger als unter russischen Kuriosis.

Also die Chlisten pflegen oder pflegten ihr Abendmahl folgendermaßen zu begehen. Sie opfern ein Kind, das ihnen die Stelle des Jesuskinds vertritt, und genießen dessen Fleisch und Blut. Sie erzeugen sich den kleinen Heiland, den Christosik selbst. Ein junges Mädchen, eine Jungfrau wird ausgewählt, das heißt, plötzlich wie durch höhere Eingebung entdeckt und in einer ihrer nächtlichen Versammlungen, der sogenannten Radenjia als Mutter Gottes, als Theotokos, als Bogoroditza mit dem Ave Maria feierlich begrüßt. „Gegrüßet seist Du Holdselige, der Herr ist mit Dir, Du Gebenedeite unter den Weibern, Du wirst einen Heiland gebären, und alle Könige werden kommen und den himmlischen Zar anbeten.“ Inzwischen wird die heilige Jungfrau von alten Frauen entkleidet und nackt auf einen Altar gesetzt, worauf die Gläubigen herzutreten, die Bogoroditza zu verehren. Sie küssen ihr die Hände, die Füße, die Brüste und verbeugen sich vor ihr, indem sie sich kreuzigen und segnen. Sie nennen sie ihre Himmelskönigin, sie möchten allzumal obwohl unwürdig kommunizieren, wenn dereinst vom heiligen Geist aus ihr ein Christus geboren würde. Es folgen die heiligen Walzer, die inbrünstigen, berauschenden Radenie, diese aus Qual und Wollust gemischten Übungen, die sie als ihr geistiges Bier, ihr duchownoie Piwo bezeichnen; sie werden von der Muttergottes angeführt und mit einem gemeinsamen Abendessen beschlossen. Nun sind wie vorhin bei den ersten Christen die Bruderküsse, die Liebesumarmungen erlaubt; nun beginnt die freie Liebe in Christo. Wird die Bogoroditza schwanger und gebiert sie einen Sohn, so ist das eben der Christosik, er wird am achten Tage nach seiner Geburt geopfert.

In der Griechischen Kirche wird das Brot nicht gebrochen, sondern mit der heiligen Lanze, der *ἁγία Λόγχη*, einem speerförmigen Messerchen geteilt. Eine heilige Lanze braucht auch der russische Chlist, wenn der Ritualmord vollzogen werden soll: sie

wird dem Christosik ins Herz gestoßen; der beste Beweis, daß das Kind als Jesuskind gedacht ist. Das Herz und das Blut desselben kommt zu den Abendmahlsbroten, die aus Mehl und Honig gebacken werden, als Zuthat. Dies nennt die Sekte: mit dem Blute des Lammes kommunizieren.*) Sie kommunizieren wohl auch mit dem noch warmen Blute des Jesuskindleins selbst; seine irdischen Reste werden in kleine runde Kuchen, sogenannte Kolatschen (Kalatschi) verbacken und in dieser Form beim nächsten Liebesmahl aufgetragen: ein wahres Thyestesmahl, bei dem sie wie Thyestes das Fleisch des eignen Sohnes, aber wissentlich verzehren. Als Thyestesmähler (Θυέστου Δεῖπνα) wurden ja die altchristlichen Agapen thatsächlich verschrien. Gelegentlich fügt Leroy-Beaulieu am Schluß (Seite 450 der deutschen Übersetzung) hinzu, opferte sich auch ein junges Mädchen, eine sogenannte heilige Jungfrau selbst für die Gemeinde und verschaffte ihr die eucharistische Speise, indem sie sich, wie die heilige Agatha, unter Gesängen und Tänzen den linken Busen abschneiden und denselben essen ließ. Selbstverleugnung, Opfermut, diese himmlischen Tugenden, diese echt weiblichen Eigenschaften, sie sollten keine Erlöserin erzeugen? Eine noch heiligere Erlöserin als es der arme kleine, nichts ahnende Christosik war? — Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

---

*) In der Griechischen Kirche bekommen auch die Laien den Kelch, wenn sie ihn auch nicht mit den Lippen berühren — das darf nur der Priester und der Zar bei der Salbung. Einfachen Gläubigen wird der Wein, in dem die heiligen Partikeln schwimmen, mit einem goldnen Löffel gereicht.

VIII.

Aufführung des christlichen Versöhnungsopfers in Oberammergau.

Cogitavi dies antiquos, et annos aeternos in mente habui.

Antwort eines Mönchs auf die Frage, was er die vierzig Jahre über gemacht habe, die er in der Großen Trappe gewesen war.

In Oberammergau wird aller zehn Jahre ein Mensch geopfert und wie weiland der Erlöser ans Kreuz geschlagen. Das heißt, man sieht Christus wie in einem Spiegel wieder kreuzigen — venit in Bavariam iterum crucifigi — man sieht gleichsam in den tiefen Spiegel der Zeit und versetzt sich in längstvergangene Tage, versenkt sich in die Pläne Gottes und das ewige Geheimnis dieser Welt.

Nicht blos die letzte, seinen Opfertod vorbildende, Mahlzeit Christi wird in der Kirche bei jeder hohen Messe von neuem abgehalten — nicht blos ein stellvertretendes, symbolisches Opfer dargebracht: die Kreuzigung selbst wird, und zwar mit dem Anspruch auf Wahrheit dargestellt, nämlich in dem Oberammergauer Passionsspiel, landesüblich: der Passion genannt; das Abendmahl des Herrn giebt es da samt allen Hauptmomenten seiner Leidensgeschichte obendrein, nicht im Bilde, nicht blos zum Gedächtnis,

sondern mit der Wucht des unmittelbaren Eindrucks, der mächtigen Gegenwart. Man bedenke: dieses Passionsspiel unterscheidet sich von der welthistorischen Begebenheit in nichts — es ist nur kein Ernst, wie damals, übrigens alles so wie damals, eher noch feierlicher, noch getreuer — wir vergessen, daß wir am Ende doch auch nur in einem Theater sitzen, daß der Engel dort auf einem Flugwerk auf- und niederschwebt, der Heiland auf einem Flugwerk gen Himmel fährt, glauben vielmehr selbst im Himmel zu sein und in die Unendlichkeit entrückt, Äonen überspringend, ausgerüstet mit magischen Ferngläsern, das Wunder zu erleben.

Man erinnert sich aus dem Timäus des Plato, daß der Schöpfer die jungen Menschenseelen, die noch keine Erdenluft geatmet haben, erst wie rechte Globe-Trotters eine Weltreise machen läßt. Er setzt sie zu dem Behuf auf Sterne, das sind ihre Yachten und ihre Luftballons, auf denen sollen sie in den Himmelsräumen herumsegeln und sich die Welt ansehen. Diese große Tour of Worlds ist nicht nur überhaupt bildend und angenehm, sie hat auch noch den Vorteil, daß die Jungen dabei spielend die Weltgeschichte lernen. Sie brauchen nämlich nichts zu lernen, sie brauchen nur die Augen aufzusperren und (allenfalls mit Hilfe eines Krimstechers) zuzugucken. Wenigstens uns würden die Gestirne eine erwünschte Gelegenheit zum Anschauungsunterrichte bieten; denn es ist eine bekannte, phantastische, aber prinzipiell unanfechtbare Vorstellung, daß wir von ihnen, je nach der Entfernung, tausend und mehr Jahre würden rückwärts sehen können, und sie hängt mit der Geschwindigkeit des Lichts zusammen, dem man früher eine momentane Verbreitung zuschrieb, das aber nach den neuesten Messungen in der Sekunde immerhin nicht mehr zurücklegt als ungefähr 300 000 Kilometer. Das will bei den ungeheueren Abständen im Weltraume nicht eben viel besagen: schon der allernächste Fixstern, ein Stern der südlichen Himmelshalbkugel, α des Centauren, ist über 4 Billionen Meilen von der Erde entfernt,

so daß das Licht an drei oder vier Jahre brauchen würde, um diese Sternweite zu durchlaufen; nach Herschels Vermutung aber giebt es Sterne, deren Licht erst in mehreren Jahrtausenden zu uns gelangt. In dem Augenblick, wo wir sie sehen, sind sie also selbst schon viele Äonen älter, vielleicht von Grund aus umgewandelt, vielleicht schon untergegangen und zerstoben. Diese Folgerung brauchen wir aber offenbar nur umzudrehen und uns mit einem vollkommenen Fernrohr auf jene Sterne zu versetzen, so werden wir unsere Erde gleichfalls sehen wie sie vor tausend Jahren war. Wir werden, jenachdem, in unserem Glase Urgebirge und Steinkohlen-Formation, Diluvium und Eruption, Altertum und Mittelalter und eine Periode nach der anderen mühelos auffangen und in flagranti überraschen.

Dieser Gedanke ist schon sehr interessant ausgesponnen worden: ich will mich hier begnügen einen Stern zu entdecken, der meinetwegen Ettal heißen möge und dessen Licht gerade 1900 Jahre brauchen soll um zu uns zu gelangen und umgekehrt — so würden wir also, Anno Domini 1900 vom Ettal auf die Erde und speziell auf das Heilige Land herunterblickend, gerade die Lebens- und Leidensgeschichte Christi in Sicht bekommen.

Man gestatte mir, meine Phantasie noch ein wenig weiter zu verfolgen. Ich will abermals annehmen, daß gleichsam alles Leben auf unserem Planeten seit jenem ungeheueren Ereignis still stehe, daß die Erde alle zehn Jahre einmal durch den Meridian des Ettal gehe und der Durchgang, mit Unterbrechung von einer Stunde, volle neun Stunden dauere — so würden wir während dieser Stunden auf der Ettaler Sternwarte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das wundervolle Phänomen genau betrachten dürfen.

Das ist der Fall von Oberammergau. Hier steht in freier Himmelsluft eine Warte, von der man bis nach Jerusalem hinabsieht; statt der Fernröhre sind die Augen bewaffnet mit Klemmern und Operngucken, und gespannt folgen tausend und

abertausend Beobachter allen Phasen des wunderbaren Schauspiels. Alle zehn Jahre innerhalb neun Stunden läuft es ab; als ob sonst auf Erden nichts passierte, wiederholt es sich mit unbeugsamer und astronomischer Regelmäßigkeit; auf grüner Alm aufgerichtet und von den oberbayerischen Gebirgen eingerahmt, einem nächtlichen Meteore gleich, erscheint das Kreuz.

Und während es erscheint, sehen wir in weiter Ferne, in Zonen die bereits im Niedergang begriffen sind, von Nebel und Dämmerung umflossen, die Vorfahren des Erlösers — die Scenen in denen sich das göttliche Werk symbolisch vorausverkündete — der Vorwelt silberne Gestalten, die wie stumme und ahnungsvolle Boten hinweisen auf das tiefe Mysterium — die lebenden Bilder, in denen es sich rückwärts spiegelt, das geheimnisvolle, unfaßbare, hohe Wunder der ewigen Versöhnung.

Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichniß;
das Unzulängliche,
hier wird's Ereignis.

Aber zwischen uns und der heiligen Stätte, im Reich der Lüfte, wohnen bewußte und beredte Boten, Schutzgeister genannt: liebreich, mit mildem Ernste, schweben sie wie Engelchöre auf und ab und deuten uns die Symbole — mit himmlischen Harmonien begleiten sie das große Versöhnungsopfer auf Golgatha — bald wehklagend, bald tröstend, bald eindringlich und erschütternd, mahnen sie das von Gottes Fluch gebeugte Geschlecht sich zum heiligen Staunen niederzuwerfen.

Daher denn die Menschheit alle zehn Jahre auf der Wanderung ist nach Oberammergau und die Sternwarte belagert; die Wege wimmeln von andächtigen Pilgerscharen, das Alpenthal faßt die fremden Gäste kaum, bekränzt ist jedes Gottesbild; von Nord und Süd, von München und von Spruck, zu Fuß und zu Roß, in Omnibussen und Kutschen, auf Gesellschafts- und

Leiterwagen, auf Massenfuhrwerken strömt es in den grünen Gau der Ammer, klimmt es den Ettaler Berg wie einen Muntsalväsche hinan, zieht es glaubensvoll in dem Bergdorf ein als in einem Himmelreich.

In den Münchener Hotels hängen Prospekte für Fahrten nach Oberammergau, mit dem Starnberger See, ohne den Starnberger See; das Pschorr-Bräu will uns nach Oberammergau befördern; der Gratisfremdenführer hat Fahrgelegenheit nach Oberammergau, und auf dem Bahnhofe trifft man Agenten Karl Stangens und der New-Yorker Reise-Unternehmer Thos. Cook and Sons.

Da, erzählt der Dichter, gab der Bauer ihm zum Bette gar eine harte Lagerstätte, worauf ein wenig Stroh nur lag. Aber nicht achten sie der Mühen des Wegs, des tausendfachen „Gefretts", der bescheidenen Unterkunft: gewohnt auf Schwanenbetten zu ruhen, nehmen sie fürlieb mit der Hütte des Fischermeisters, strecken sie sich auf eine Streu; Oberammergau vermag tausend Betten zu stellen, im Hause des Sternenwirtes sind viele Wohnungen, aber die Wallfahrer zählen nach Legionen. Und am Sonntage, wo nach allgemeiner Berechnung das Phänomen eintritt, stehen sie mit dem frühesten auf, weniger um jenes nicht zu versäumen, denn es beginnt erst um 8 Uhr morgens, als um sich einen Platz auf der Warte zu sichern, die, obgleich in mächtigen Dimensionen angelegt, doch immer nicht groß genug ist. Bauern und Edelleute, Mönche und Professoren, robuste Landmädchen und nervöse Herzoginnen, unterschiedslos drängen sie sich, im Morast versinkend, zwischen den Fuhrwerken hindurch zur engen Gnadenpforte, klettern mit Lebensgefahr die hölzernen Stiegen hinauf, die unter der Last einbrechen, werfen Empfindlichkeit und Unkraft, sogar nach Anweisung des Evangeliums alles Geld, das sie haben, von sich, trotzen Sturm und Regen, erwarten in atemloser Spannung den Eintritt des Ereignisses.

Drei Donnerschläge gehen ihm voraus; der Chor der Schutzgeister erscheint und bildet einen Halbkreis vor der Menge; leise erklingt eine liebliche Musik, einen Engel sieht man das aufgerichtete Kreuz umschlingen und Kinder anbetend davor knien; feierlich, wie eine Stimme in der Wüste ruft ein Prophet die harrende Menschheit an. Da teilen sich die Wolken, es zieht sich wie ein Vorhang vor unseren Augen weg und tief unter uns taucht Jerusalem auf wie eine Vision; ein malerisches, buntes, regsames Volksgewühl, eine Palmenzweige schwingende Menge belebt die offenen Gassen, ihr Hosianna braust zu uns herauf. Ach, sie jubeln dem Sohne Davids entgegen, der in lilafarbenem Gewande, auf der Eselin sitzend, von seinen Jüngern begleitet einzieht. Deutlich, greifbar, unabweisbar erscheint uns der Erlöser in seiner edlen Hoheit, erscheint uns der liebevolle Johannes, der heftige Petrus, der verräterische Judas; der erste trägt ein grünes Gewand und einen hochroten Mantel, der zweite einen blauen Rock und einen schwefelgelben Mantel, der dritte geht orangenfarbig, wir können nicht an ihnen zweifeln: so sahen sie aus, so lautete ihre Stimme, so trugen sie sich, so gebärdeten sie sich, so wars.

Sollten wir nicht staunen? — Einen Tag über sitzen wir regungslos und gleichsam festgebannt: alle Bedürfnisse des Lebens sind wie suspendiert, die ungeheure Menge ist ein Ohr und Auge; kaum daß sie die Pause um die Mittagszeit benutzt, ihre Plätze zu verlassen und in den herumliegenden Zelten stehend und hastig, wie die Deutschen sagen: aus der Faust eine Brezel oder einen undefinierbaren Bissen zu verschlingen — von schönem Wahnsinn umfangen, haben die Menschen den Drang des Irdischen abgeschüttelt, wiederholen sie sich weinend vor Rührung das große, schier vergessene christliche Weltgedicht, gehen sie wie reine und entfesselte Geister auf in der Betrachtung. So merkwürdig ist die Himmelserscheinung, die man alle zehn Jahre neun Stunden lang in Oberammergau gewahrt.

Der Zauber, den die Oberammergauer Passionsspiele auf die weitesten Kreise ausüben, beruht zunächst und hauptsächlich auf der unbeschreiblichen Originalität derselben, vermöge deren sich ihnen in der Gegenwart nichts an die Seite stellen läßt. Man ist weit gereist und hat von christlicher Kunst und von kirchlichen Funktionen viel gesehen; man hat der Feier der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle und dem Feste des heiligen Feuers in der Jerusalemer Grabeskirche beigewohnt; man ist sogar in einem deutscheren Oberammergau, im Nationaltheater zu Bayreuth gewesen. Einzelne Abschnitte der evangelischen Geschichte pflegen ja in der katholischen Kirche, abgesehen von der Messe, fort und fort, unter lebhafterer oder schwächerer Beteiligung der ganzen Gemeinde wenigstens halb dramatisch aufgeführt zu werden — der Triumphzug des zum Passah pilgernden Erlösers am Palmsonntag bei der sogenannten Palmeselprozession — die Fußwaschung und die Bewirtung der dreizehn Pilger am Gründonnerstag — die Gefangennahme des Erlösers im Garten Gethsemane bei den sogenannten Pumpermetten oder Finstermetten — das Judasjagen, die Anbetung des Kreuzes und zuletzt die Auferstehung. Aber die vollständige Passion Christi bis zum Tod am Kreuze, ja bis zur Auferstehung und Himmelfahrt zusammenhängend und rite aufführen hat unser Geschlecht noch nicht oder richtiger nicht mehr gesehen, es müßte denn einer nach Vorderthiersee bei Kufstein oder in die Bauern-Komödie zu Brixlegg gegangen sein; Oberammergau ist einzig in seiner Art. Die Idee, einen wirklichen Menschen statt Christus ans Kreuz zu schlagen, erscheint auf den ersten Blick so kühn, so neu und ungewöhnlich, daß jedermann davon gepackt wird; wir sind auf einmal in einem Falle wie die Mohammedaner, bei denen die Abbildung menschlicher Gestalten überhaupt verpönt ist; diese Verwirklichung des Phantasiebilds kommt uns vor wie eine Art Frevel oder Sakrilegium, aber das Sakrilegium reizt uns wie alles Unbekannte. Wir sind neugierig, wie man so etwas machen, so etwas gewissermaßen wagen

kann. Ich glaube, es wird sich niemand eines eigentümlichen Gefühls von sonderbarer Scheu erwehren, wenn er Sonnabend abends durch die Oberammergauer Gassen geht und plötzlich Joseph Mayer, dem Herrn Jesus begegnet, den er an der Physiognomie und den langen, herabwallenden Locken augenblicklich erkennt, der aber vorderhand eine bayerische Joppe trägt, einen Regenschirm aufspannt und „guten Abend" wünscht. Künstlerische Nachahmung überhaupt beruht auf einer gewissen Keckheit des Menschengeistes, die wir nur nicht mehr fühlen, weil wir so sehr daran gewöhnt sind, die uns aber hier in diesem besondern Falle überrascht, wo das Darstellungsmittel selten geworden ist.

Denn mit anderen Mitteln dargestellt, sind uns ja diese Scenen und Gegenstände keineswegs fremd; es giebt keinen Auftritt des Oberammergauer Passionsspiels, der nicht von der Malerei, von der Bildhauerkunst, von der Musik in unzähligen Variationen und in unsterblichen Werken dargestellt worden wäre; an einem Guido Renischen Christuskopf, an einer Pietà von Michelangelo, an einem Händelschen Messias oder einer Bachschen Matthäus-Passion nehmen wir keinen Anstoß. Aber ich kenne keine glänzendere Probe für die Überlegenheit, welche gerade die Schauspielkunst über alle anderen Künste besitzt, als die Oberammergauer Passionsspiele; die erstaunlichsten Wirkungen bringt die Muse Melpomene hervor. Denn was ist ein gemaltes Ecce homo gegen die Dornenkrone, die hier wirklich aufgesetzt wird; was ein Kalvarienberg mit allen seinen Stationen gegen das Kreuz, an dem wir hier schaudernd hämmern hören, an das ein Mensch von Fleisch und Blut wirklich angenagelt wird, an dem der sterbende Erlöser mit brechender Stimme ausruft: Eli, Eli, lama asabthani? — Das Abendmahl des Lionardo da Vinci ist wohl ein wundervolles Meisterwerk, aber das Abendmahl von Christus und seinen Aposteln in Scene gesetzt zu sehen, die Einsetzungsworte zu hören, diese rührende Feier gleichsam persönlich zu erleben, welchen unauslöschlichen

Eindruck macht es! — Es ist etwas Großes und Ergreifendes darum Jerusalem selbst zu sehen, die Erde zu betreten, wo der Erlöser wirklich und leibhaftig wandelte, auf der Stätte zu knien, wohin wir auch jetzt noch in Gedanken alle diese Scenen gleichsam projizieren. Aber kaum minder ergreift es, einem Passionsspiele beizuwohnen, das gleichsam das heilige Land wie ein Gefäß mit heiligem Inhalt anfüllt, und ich wüßte für ein religiöses Gemüt nächst einer Reise nach Palästina nichts Zweckmäßigeres als eine Reise nach Oberammergau.

Was aber diesen Eindruck aufs höchste steigert, ist die wunderbare Vollendung, das mächtige Zusammen, man darf sagen die Großartigkeit und geschmackvolle Pracht dieser Aufführungen, wodurch sie eben alle etwa noch existierenden anderen unendlich überragen. Sie bestehen aus drei Elementen: den Gesängen der sogenannten Schutzgeister, welche dem Chor der antiken Tragödie entsprechen; den lebenden Bildern, welche vorbildliche Scenen aus dem Alten Testament enthalten; und der eigentlichen dramatischen Handlung, welche vom Einzuge Christi in Jerusalem bis zur Gefangennehmung im Garten Gethsemane, von der Gefangennehmung bis zur Verurteilung durch Pilatus und von der Kreuzigung bis zur Auferstehung und Himmelfahrt reicht; sie sind ein sogenanntes Melodrama. Es läßt sich nun schon an der Musik, die der Lehrer von Oberammergau, Rochus Dedler komponiert hat, ein gewisser eklektischer, weichlicher und opernhafter Charakter wahrnehmen; man kann an der historischen Treue der vielmehr altrömischen als hebräischen Kostüme zweifeln; man darf vielleicht sagen, daß die weise Mäßigung, welche die Oberammergauer Mimen auszeichnet, bei Charakteren von einer so furchtbaren Realistik wie bei einem Judas zu matt und zu wenig markiert erscheint und daß ein Dawison den verzweifelnden Verräter anders spielen würde. Aber alles in allem ist das Oberammergauer Passionsspiel eine theatralische Leistung ersten Ranges, nicht etwa blos relativ, im Verhältnis zu den Kräften

eines entlegenen Alpendorfes, sondern absolut. Diese mächtige Bühne mit ihrer stehenden Dekoration, den stets offenen Seitengassen und den das Dorf umgebenden Matten und Hügeln als letztem Hintergrund giebt ein erstaunliches Sommertheater ab; und beim ersten Auftreten der neunzehn Schutzgeister, prächtiger patriarchalischer Gestalten, zehn von weiblichem, neun von männlichem Geschlechte, alle in langen weißen goldverbrämten Gewändern, faltigen, um die Schultern geschlagenen Mänteln von verschiedenen Farben und goldene Diademe auf dem losen Haare, merkt man an der Sicherheit des Ganges, der Abrundung jeder einzelnen Bewegung, an der ruhigen Würde, mit der sie sich präsentieren, daß hier eine gewisse Klassizität zu Hause ist. Was für wandelnde Gemälde, was für lebenswahre Typen! Welche edle Sprache, die, wenn auch keine heilige, keine Aramäische, so doch ein gutes, dialektloses Deutsch in vorzüglichem Munde ist! — Namentlich die Hauptperson, Jesus Christus, hat ein so schönes, verständliches, seiner idealen Figur entsprechendes Organ, daß man in der That den Meister in Wirklichkeit zu sehen und zu hören glaubt, ihn an einem Wort, einem einzigen Namen erkennend, wie Maria Magdalena den Auferstandenen. In Joseph Mayer atmet etwas von dem Geiste Fiesoles, der sagte, daß, wer Christus zu malen sich unterfange, auch im Herzen immer bei Christus sein müsse, und der nicht malte, ohne vorher um den Beistand des buon Gesù zu bitten. Was dieser Darsteller leisten muß und leistet, ist fast übermenschlich, namentlich bei der erschütternden Kreuzigungsscene, vor welcher die Schutzgeister in schwarzen Mänteln erscheinen. Während die Schächer, wie man dies auf Bildern zu sehen pflegt, den einen Arm um das Kreuz schlingen, wird Christus mit beiden Händen und mit beiden Füßen, die letzteren nicht über, sondern neben einander angenagelt, natürlich nur scheinbar, indem er vielmehr an den Extremitäten und in der Mitte des Leibes angebunden und an den Füßen, wie man dies auf altbyzantinischen Bildern

bemerkt, durch einen Schemel gestützt wird; aber über eine Viertelstunde so zu hängen ist keine Kleinigkeit. Die Kreuzabnahme muß äußerst vorsichtig geschehen und jeder Arm sehr langsam in die natürliche Stellung zurückkehren, weil sonst ein Herzschlag erfolgen könnte.

Ja, die Kreuzigung, deren Hammerschläge durch das Weltall dröhnen, ist the first Attraction von Oberammergau. Man täusche sich nur nicht: religiöses Interesse ist es nicht, was dieses Publikum hergeführt hat — es würde sich ebenso gut zu einem heidnischen Schauspiel drängen, wenn es mit derselben Pracht, demselben Aufwand von Natur und Kunst aufginge; zum Beispiel zu den Adonien. Es gab eine Zeit, wo die Oberammergauer ihren Passion noch für sich selbst aufführten, wo die ganze Bevölkerung dabei war und glaubensvoll Jerusalem anstaunte, ein von Gottes Fluche tiefgebeugtes Geschlecht, mit Pestilenz geschlagen, nach der Barmherzigkeit des Himmels dürstend. Ihr geistlich Gespiel, in dem sie das Versöhnungsopfer auf Golgatha darstellten, sollte selbst ein Opfer sein, das sie ihrem zürnenden Gotte brachten. Und es gab eine Zeit, wo jede Stadt im christlichen Europa ein Oberammergau war und ihre Mysterien und Osterspiele hatte, wo die Völker, die Frauen, die Schulkinder mit ihrem Heiland lebten, in den Klöpfleinsnächten seinen Advent verkündeten, zum hohen Neujahr die heiligen Drei Könige auf den Straßen mit Pauken und Trompeten empfingen, an den Schicksalen des Erlösers einen fast leidenschaftlichen Anteil nahmen. Diese Zeit ist vorüber — Oberammergau posiert und spekuliert; und die Besucher stehen dem Schauspiel, ich will nicht sagen ohne Andacht, aber objektiv, als Fremde gegenüber. Ihr Standpunkt, wenn sie überhaupt einen Standpunkt haben, ist ein zwiefacher: ein künstlerischer und ein kulturgeschichtlicher. Kein christlicher. Genieße eine Freude ganz, dann suche sie nicht wieder, denn sie ist es nicht mehr. Oberammergau ist es nicht mehr.

Bei der Feier der Finstermetten, in der Karwoche nachmittags wird in den Kirchen ein großer dreieckiger Kandelaber, die sogenannte Egge, lateinisch: Hercia oder Herpica vor dem Altar aufgestellt; darauf brennen fünfzehn Kerzen, von denen nach jedem Gesange eine ausgelöscht wird. Zuletzt ist nur noch eine übrig, die oberste; diese wird nicht ausgelöscht, aber mit den Worten: Christus factus est pro nobis obediens usque ad mortem hinter dem Altar versteckt. In der ganzen Kirche ist es nun Nacht und das Miserere wird gesprochen, hierauf mit Stöcken oder mit den bloßen Händen der obenerwähnte, die Gefangennahme Christi bedeutende Lärm gemacht. Diese ergreifende Zeremonie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Abschiedssymphonie von Haydn, wie sie bisweilen in der Alberthalle zu Kensington aufgeführt wird — ein Spieler nach dem anderen bläst sein Lichtchen aus und geht fort; hier sind es gleichsam die zwölf Apostel und die Jünger Christi, die abfallen und untreu werden. Die oberste Kerze, die nicht ausgelöscht, sondern nur versteckt wird, ist der Erlöser selbst, der stirbt und auf Zeit verschwindet. In der römischen Peterskirche pflegte dann nach den Tenebrä vor dem Hochaltar ein eisernes, zehn Meter hohes, mit 1365 Lampen beleuchtetes Kreuz aufgehängt zu werden, aber diese berühmte Kreuzbeleuchtung mitten in Tenebris zog soviel Volks herbei und veranlaßte ein so unheiliges, weltliches Gedränge, daß sie (unter Papst Leo XII., A. D. 1824) verboten werden mußte. Möchten wir nicht das Oberammergauer Passionsspiel dem strahlenden Kreuze vergleichen, das von einer ungläubigen Menge bewundert wird, während die Apostel weg sind und der Herr Jesus Christus längst im Grabe ruht? —

IX.

Heidnische Erlösertypen. Die große Tragödie, die jahraus jahrein am Himmel aufgeführt wird. Schluß.

Dein Gott ist am Kreuze gestorben; der meinige lebt und ist alltäglich am Himmel sichtbar!

Ansicht eines Mexikaners, den ein Missionar bearbeitete.

Daß ein recht edler Mensch, ein Held in der Blüte seines Lebens untergeht und durch Krankheit, durch den Neid der Götter, durch Verrat getötet wird – daß ihn dann alle Welt, am lautesten die Frauenwelt und ein liebendes Weib beklagt — daß die Freunde vor der geliebten Leiche stehen wie vor etwas Unbegreiflichem, daß sie über die Ungerechtigkeit des Geschicks erstaunen, ja daß sie auf den Gedanken kommen, der Herrliche, Reine müsse als ein Opfer für eine verborgene fremde Schuld, vielleicht für sie selber zur Sühne gefallen sein: ist kein seltenes Vorkommnis und ein stehendes tragisches Motiv. Es hat sich bei Christus wiederholt, und man wird es gar nicht los, wenn man in einem Passionsspiel Augenzeuge der erschütternden Kreuzigungsscene gewesen ist.

Wie gesagt, gehen in Oberammergau den Vorstellungen lebende Bilder aus dem Alten Testament als Vorbilder voraus — gute alte Bekannte für den Freund der altchristlichen Kunst, der

in Rom die Gemälde in den Calixtus-Katakomben und die Reliefs an den Sarkophagen in dem Museo Cristiano des Lateran studiert hat. Da sieht er die vertrauten biblischen Geschichten und die frommen Personen wieder, in denen sich die Heilsgeschichte rückwärts spiegelt — den Isaak, der von seinem Vater geopfert, den Joseph, der von seinen Brüdern verkauft wird, den Tobias, der mit seinem Hündchen auf die Reise geht und (wie Christus in Bethanien) Abschied vom Vaterhause nimmt. Das Vorbild der Einsetzung des Abendmahls ist die Speisung der Israeliten mit Manna, das in der Gestalt eines Hostienregens auf die Bühne fällt, nicht unähnlich dem Blütenschnee, der in der römischen Kirche Santa Maria Maggiore zur Erinnerung an den wunderbaren Schneefall in der Augustnacht des Jahres 352 beim Hochamt niedergeht; in Deutschland war es wohl sonst zu Weihnachten Sitte, daß eine Frau als Winter verkleidet unter einem Baldachine saß, von dem es Baumwolle regnete. Vermutlich ist der Schnee, den der Papst Liberius am Morgen des 5. August auf dem Esquilin in Form eines Grundrisses liegen sah und der ihn bestimmte, an dieser Stelle die große Marienkirche zu bauen, wirklicher Blütenschnee gewesen, den die Luftströmung aus den Gärten und Anlagen der Villen auf den Hügel getragen hatte; im Mai wenigstens schneite es in diesem Sinne vor ein paar Jahren auch in Nürnberg bei heiterem Himmel und 16 Grad Reaumur. Kommen wir auf die Vorbilder zurück.

Es giebt andere Vorläufer Christi, treffendere Gleichnisse der Erlösung, als man sie hier dem Alten Testament entnimmt; die Weltgeschichte, die profane Weltgeschichte ist reich an Erlösertypen. Wären die Oberammergauer nicht am Ende doch einfältige, in einen mittelalterlichen Gesichtskreis gebannte Bauern, so würden sie diese wählen. Der ahnungsvolle Denker sieht sie wohl, von Nebel und Dämmerung umflossen, in weiter Ferne silbern vorüberschreiten — er schaut sie in der Mittagspause, die gleichsam

die dunkle Stelle in der evangelischen Geschichte darstellt, wenn er still an seinem Platze bleibt; wie Traumbilder erscheinen sie der schwärmenden Phantasie, ungerufen, haufenweise, alle bezeugend: das ist das Los des Schönen auf der Erde — ja, dann sieht er jenseit den Bergen, jenseit Jerusalem mit Geistes Augen alle Helden der großen Menschheitstragödie, die Passionsspiele und die Opferlämmer aller Nationen, seiner eigenen Nation: den nordischen Gottessohn, den das Mistelholz tötete — Siegfried, der von Hagen verraten ward — den frühe hingerafften Linus und den bildschönen Adonis — zum Beispiel den Adonis.

Es war zur Zeit des Babylonischen Exils, sechs Jahre nach der Deportation des Königs Jojachin. Der Prophet Ezechiel, mit ins innere Mesopotamien abgeführt, hockte still zu Hause und brütete über sein Geschick, umgeben von den Alten aus Juda; da ward er im Geiste nach dem fernen Jerusalem getragen. Die Hand des Herrn ergriff ihn und trug ihn wie Alborak an das nördliche Portal des Tempels: daselbst saßen Weiber, die weinten über den Tammus (Hesekiel VIII, 14).

Über wen weinten sie? Wer war der nur an dieser Stelle des Alten Testamentes erwähnte Tammus? — der Adonis der Griechen, dessen Gesicht zu haben noch heute jeder Milchbart stolz ist. Bereits der heilige Kirchenvater Hieronymus hat in der Vulgata übersetzt: et ecce ibi mulieres sedebant plangentes Adonidem. Adonis, der schöne Jüngling, der Geliebte der Aphrodite, der wie der wilde Jäger Hackelberg in den Wäldern des Libanon von einem Wildschwein angenommen und in den Schenkel gehauen ward, ist bekanntlich selbst ein semitischer Gott, dessen Name (wie Baal) so viel wie: Herr bedeutet, die gewöhnliche, allen Sprachen geläufige Bezeichnung des höchsten Wesens (phönizisch Adon, gräzisiert Adonis, hebräisch Adonai). Ein Sonnengott, beziehentlich wie der von Apollo erworfene Hyacinth, eine Personifikation der schönen Jahreszeit, des Frühlings und des blühenden

Naturlebens überhaupt, daher er halb der Oberwelt, halb der Unterwelt, vier Monate der Aphrodite, vier Monate der Persephone angehört, ja der letzteren schon als Kind, wie der Same dem dunklen Schoße der heiligen Erde, in einem Kästchen anvertraut wird. Aphrodite, die mit ihm buhlt, ist auch die Erde, aber die grünende, sprossende, treibende, von der Sonne geküßte und befruchtete Erde, was wir die Natur nennen, was die Phönizier unter dem Namen Astarte anbeteten und was Lucian schlechthin die Syrische Göttin tauft. Fast alle Religionen des Erdballes, die Gedanken und Feste der Menschheit drehen sich wie die Planeten um die Sonne, die Schicksale der Götter, zu denen die Völker beten, sind die ewig wiederkehrenden Schicksale der Natur, ihr Lebenslauf ist so einfach wie der Wechsel der Jahreszeiten. Die Sonnenwenden und die Tag- und Nachtgleichen; die Ankunft oder die Geburt des Lichtes zu Weihnachten, die Sonnenstärke zu Johanni, die Sonnenschwäche im Winter; die Verwundung, die Fesselung, die Vergewaltigung des Sonnengottes im Herbst, der die Natur gleichsam in die Ketten des Todes schmiedet — wer diese Hauptphasen im Kopfe hat, der besitzt den Schlüssel zu allen Mysterien des Ostens und des Westens, zu Apollos Knechtschaft und zu Balders Falle, zu Simsons Heldenthaten und zu den zwölf Arbeiten des Herkules, zu den germanischen Julfesten und zum ägyptischen Osirisdienste; und eben auch zu dem alten Adoniskultus, der, mit dem letzteren in Zusammenhang gebracht, ursprünglich in Asien, speziell in Phönizien zu Hause, von hier aus über alle Länder des Mittelmeeres und eben auch über Palästina verbreitet worden ist. Sein vornehmster Sitz war die uralte Stadt Byblos, auf einer Anhöhe unweit des Meeres am Fuße des Libanon gelegen, jetzt der unbedeutende Hafenort Dschebil nördlich von Beirut (im Alten Testament Gebal); hier wurden alljährlich im Frühjahr in dem mächtigen Tempel der Astarte-Aphrodite, wo jetzt die Maroniten ihre Johanniskirche haben, die sogenannten Adonien,

die Passionsspiele des Herrn sieben Tage lang mit großem Pomp gefeiert. Lucian hat sie in der merkwürdigen Monographie, die der Syrischen Göttin gewidmet ist, beschrieben. Eines Tages legte die ganze Stadt Trauer an; die Frauen, welche es der Aphrodite nachmachten, eilten unruhig und wehklagend durch die Straßen — Adonis war verschwunden (Ἀφανισμός). Hierauf gingen die Untröstlichen auf die Suche (Ζήτησις), diese führte zur Auffindung des Adonis in den sogenannten Adonisgärten (Εὕρησις). In Blumenbeeten, unter Salatblättern ward der Leichnam des Herrlichen gefunden, wie er einst von Aphrodite in Lattich (Θρίδαξ) gefunden ward — unzweifelhaft dankt der Lattich, unser Staudensalat, diesen traurigen Vorzug einerseits seinen antaphroditischen Eigenschaften, anderseits seiner einschläfernden Kraft; nach den Erfahrungen des alten, siebzigjährigen Galenus macht gar nichts besser schlafen als zum Abendessen eine Schüssel Lattichsalat. Die modernen Römer und Pariser geben dem großen Arzte Recht, sie essen im Sommer jeden Abend Lattich und befinden sich dabei besser als bei Chloral und Sulfonal. Der milchreiche Lattich, der seinen lateinischen Namen (Lactuca) von dem Milchsaft hat, den er enthält, spielt also eine Rolle wie die Mohnpile in Berlin, ebenfalls ein Nachtessen, welches den Schlaf befördert; und, indem der Schlaf als Bruder des Todes betrachtet wird, dieselbe Rolle wie der Mohn, mit dem in Ostpreußen die sogenannten Mohnsensen und Mohnstriezel gebacken werden, in der Fastenzeit. Wilder Lattich gehört zu den bitteren Kräutern, die von den Juden am Passahabend als Zukost zu dem Passahlamm, als Salz gegessen werden müssen.

Der Adonis, der in den Adonis-Gärten lag, war ein hölzernes Bild des Gottes. Am Knie klaffte die Wunde, die das große Schwein mit dem scharfen Hauzahn gerissen hatte; von dem vergossenen Blute wurde das Flüßchen Adonis, das auf dem Libanon entspringt und südlich von Byblos ins Meer geht, alljährlich in

den Adonis-Tagen purpurrot gefärbt. Die Färbung, die wie beim roten Main, bei der Müglitz und beim Tarn im südlichen Frankreich durch Regengüsse und mechanische Bodenbeimengungen bedingt wird, tritt heute noch ein; die Araber, die an die Opferung Isaaks denken, nennen das Wasser nach dem Vater Abraham: Nahr el-Ibrahim. Von dem Blute der Aphrodite, die ihrem sterbenden Liebling zu Hilfe eilte und sich dabei an einem Rosendorn ritzte, soll die weiße Rose rot geworden sein. Aber des eigenen Schmerzes nicht achtend, warf sich die Unselige mit einem jähen Aufschrei über den geliebten Leichnam — so schrie Nanna, als Balder niederstürzte; so schrie Gudrun, als sie an der Seite des ermordeten Siegfried gräßlich erwachte, ihr Lager vom Blute des Helden troff und der große Wälsung sterbend zurücksank; so schrie Frau Helche, da ihr der milde Markgraf Rüdiger mit bebender Stimme meldete: Eure lieben Kinder sind tot, erschlagen vor Raben auf der Heide — — und so schrieen jetzt die Frauen, da sie den toten Herrn erblickten. Nachdem sie gerast und getobt hatten, wurde das Bild gewaschen, gesalbt und einbalsamiert, eingesargt, aufgebahrt, worauf die Exequien begannen, wie gewöhnlich im Orient mit Pfeifen, Brustschlagen, Haarraufen und Trauerverstümmelung verbunden: das Volk lagerte sich um die Bahre herum, zerriß seine Kleider, jammerte und heulte laut. Das Ganze endigte mit einem Totenopfer und dem Begräbnis der Figur; am letzten Tage holte man sie jubelnd wieder hervor und sagte, Adonis sei auferstanden. Das waren die Weiber, die der Prophet Ezechiel am Tempel sitzen sah und die über den Tammus weinten.

In Alexandrien, wo die Adonien in den Sommer fielen, wurde vielmehr die heitere Seite des Mythus hervorgekehrt und das Liebesglück des göttlichen Lenzbrautpaares dargestellt; auch hier lag die Feier vorzugsweise in den Händen der Frauen. Auf purpurnen Polstern, in einer Myrtenlaube, unter Blumen ruhte der Gott in strahlender Jugendfülle neben seiner Göttin, umflattert

von Eroten gleich jungen Nachtigallen; ruhte wie der löbliche Kaiser Maximilian in einem Garten, als ihm der Doktor Faustus über Nacht sein Schlafzimmer verzaubert hatte — in welchem viel schöne lustige Bäume von grünen Maien zu beiden Seiten standen, neben anderen, die behängt waren mit zeitigen Kirschen und anderem Obst — der Boden des Saales war anzusehen als eine grüne Wiese von allerlei bunten Blümlein — um des Kaisers Bettstatt aber standen noch edlere Bäume, als Pomeranzen, Granaten, Feigen und Limonen, auf dem Gesims dufteten die Hyazinthen und die Rosen, und an den Wänden hingen schwellende purpurne Trauben. Freudenlieder ertönten, es hieß, daß der Tanz der Horen den Frühling zurückgeführt und der Aphrodite nach Jahresfrist den lieben Buhlen wiedergegeben habe. Heute, so schloß die Sängerin, möge sich die Holde ihres Adonis freuen, morgen mit dem Frührot wollen wir ihn ins Meer tragen, unsre Gewänder zerreißen, unser Haar ausraufen und uns die Brust zerfleischen, laut rufend: Sei uns gnädig, lieber Adonis, jetzt und im künftigen Jahre! Freundlich kamst du und freundlich kehre wieder! — Worauf die ganze Gemeinde einfiel: Gehab dich wohl, geliebter Adonis, und zu Glücklichen kehre zurück!

Χαῖρε, Ἄδων ἀγαπητέ, καὶ ἐς Χαίροντας ἀφίκευ! —

Bekannt ist die Beschreibung der glänzenden Adonis-Feier am Hofe des Königs Ptolemäus Philadelphus, die uns Theokrit in seiner fünfzehnten Idylle hinterlassen hat, eine meisterhafte, dramatische Wiedergabe der Alexandrinischen Aufführung, zugleich eine feine Schmeichelei für die Schwestergemahlin Arsinoe und für die Königin-Mutter Berenice. Prinzessin Arsinoe spielte die Rolle der Aphrodite selbst. Diese Idylle hat Theokrit wahrscheinlich in Alexandrien, wo er in Gunst stand, um 270 v. Chr. verfaßt; das Adonis-Fest erhielt sich hier bis zur Zeit des heiligen Erzbischofs Cyrillus. In Antochien, der Metropole Syriens, Antiochien bei Daphne bestand es noch zur Zeit des Kaisers Julianus Apostata,

welcher auf seinem persischen Feldzuge, im Juli des Jahres 362, ein ungünstiges Augurium, gerade zu den Adonien in der Stadt anlangte (Ammianus Marcellinus XXII. 9, 13). In Griechenland hielt man gewöhnlich zwei Tage Adonis ab, einen Tag Adonis' Tod, den anderen Tag Adonis' Auferstehung. Nun, der erste Tag, an dem die Adonis-Leichen in den Straßen Athens herumlagen und die Stadt voll Trauer und Passionsliedern war, kam, wie Plutarch erzählt, schon dem Nicias und Alcibiades bei der großen Sizilischen Expedition (415 v. Chr.) in die Quere, die Sache galt für verloren, ward aber dennoch durchgesetzt.

Wenn es mir nun beikommt, das alte Adonis-Fest mit dem christlichen Osterspiele zu vergleichen, so bestimmt mich dazu nicht blos die Zeit und der allgemeine Charakter dieser Aufführungen, welche die Blicke der Gegenwart genau so auf sich ziehen, wie sie ihrerzeit die Adonien auf sich gezogen haben; Frau Gorgo und Frau Praxinoa pilgern heutzutage zum Passion eines Adon, der gleichfalls Herr Herr genannt wird, sie drängen sich in Oberammergau durch, Theokrit würde staunen, was es in unserem Alpendorfe für Adoniazusen giebt. Die Analogie zwischen den beiden Passionen, zwischen der Adonis-Klage und einem Miserere springt ja in die Augen: beidemale ein Gott, ein Lord, ein Kyrios und ein Signore, in der Blüte seines Lebens ermordet, beweint, gesalbt, begraben und gesucht von Frauen, die „nicht wissen, wo sie ihn hingelegt haben" — beidemale ein Leiden, ein Tod und eine Auferstehung, die hier in der Ferne winkt, dort leibhaftig in Scene geht — die Hauptpersonen, unter denen die Jungfrau Maria an die Stelle der Aphrodite getreten ist, bald plastisch, mit hölzernen und wächsernen Figuren, bald dramatisch, von lebendigen Menschen und einem Joseph Mayer dargestellt. Für Katholiken ist das Oberammergauer Passionsspiel wie gesagt verständlicher als für Protestanten, weil nur die vollendete Ausgestaltung der Zeremonien, welche die Katholische Kirche alle Jahre in der Karwoche vorzunehmen pflegt. Von der Palmesel-

prozession, von den Rumpelmetten, den Vorwürfen oder Improperien, der Anbetung des Kreuzes ist es offenbar nur ein Schritt zu einer theatralischen Aufführung, bei der ein Schauspieler statt Christus ans Kreuz geschlagen wird, als zu der natürlichen, letzten Konsequenz; und dieser Schritt ist in den mittelalterlichen Mysterien, die sich in den Alpen erhalten haben (teilweise auch in den protestantischen Passionsmusiken, wo Christus und seine Jünger, Judas und Pilatus selbstredend eingeführt werden und die jüdischen Volkshaufen ihr Barrabam! — ihr Kreuzige! — hineinschreien) so gut wie in den Adonien des Altertums geschehen. In Alexandria spielte, wie wir gesehen haben, nicht blos eine ländliche Gemeinde, sondern die königliche Familie Adonis, wie noch heute an katholischen Höfen, z. B. in Wien, bei der Fußwaschung die Könige Christus spielen. Aber was mich dabei überrascht, ist die wesentliche Verwandtschaft zwischen dem Adonis und dem Erlöser.

Man muß zugeben, daß alle jene ergreifenden Zeremonien, die wir vorhin geschildert haben: die Tenebrä und der Gesang des Miserere, desgleichen das Feuermachen am Ostersonnabend und das Anbrennen der mit fünf Weihrauchkörnern besteckten Osterkerze mit dem Lumen Christi — auch bei den Adonien hätten vorgenommen werden können und auch von den Heiden verstanden worden wären, weil sie der Naturbedeutung des Gottessohnes entspringen, die wohl von den Priestern zurückgedrängt worden sein mag, aber immer wieder durch alle ihre Mystik, ihre wohldurchdachten Fastenpredigten siegreich durchbricht. Ich bin das Licht der Welt: das Weltlicht ist die Sonne. Nun mag man das Himmelslicht vergeistigen und vergöttlichen so viel man wolle: das ist der Kern der Sache. Am Sonntag gehen die Leute in die Kirche, am Sonntag in das Oberammergauer Passionsspiel; nach Osten zu liegt der Altar, an dem sie das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi empfangen, weil dort die Sonne aufgeht, weil dort eigentlich Ostern ist. Denn überall hat sich der

Sonnengott in einen Versöhner und in einen Mittler verwandelt, diese Entwickelung zeigt sich nicht blos bei Christus, sondern auch bei dem indischen Agni, dem persischen Mithra und dem griechischen Dionysos, dem qualvoll verstorbenen und zu neuem Leben erweckten Dionysos, der, wie wir schon oben merkten, nicht nur ein Gott des Weines gewesen ist, ja von dessen Mysterien die gesamte Schauspielkunst ihren Ausgang genommen hat. Und überall hat eine Verschmelzung von Sonnenkultus und Feuerdienst stattgefunden, indem das irdische Element als natürliches Surrogat des himmlischen Feuers, der Sonne und des Blitzes, betrachtet und willkommen geheißen wurde: der Gott Agni, in der vedischen Zeit eine der höchsten und populärsten Gottheiten, Agni, der als Blitz herabfuhr und verschwand, kann durch Reiben zweier Hölzer wiedererzeugt und vom Himmel herabgeholt werden, daß er als Feuer erscheint — Agni ist ja ganz dasselbe Wort, wie das lateinische Ignis, Agnis heißt eben Feuer; mit tiefer Verehrung empfangen und mit Butter erquickt, nimmt er die Gebete der Frommen entgegen, um sie als ihr Freund, ihr Vermittler mit sich zum Himmel emporzutragen. So erscheint Christus, dessen Lebenslicht in den Finsternissen der Karwoche erlosch, am Ostersonnabend aufs neue als Osterfeuer. Am Morgen des heiligen Sabbat wird bekanntlich in der Katholischen Kirche mit Hilfe von Stahl und Feuerstein Feuer angeschlagen, sogenanntes Notfeuer erzeugt und damit das Lumen Christi und die Osterkerze angebrannt, auch der ganzen Gemeinde von dem frischen Elemente zum häuslichen Gebrauche mitgeteilt — eine Gewohnheit, die sich bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen läßt und von Papst Leo IV. in einer Homilie erwähnt wird. In Rom ist das eine offenbare Reminiscenz aus dem klassischen Altertum, denn am 1. März mußte jedes Jahr das heilige Feuer der Vesta erneuert und vom Pontifex Maximus nach uralter Weise mit Holz von einem glücklichen Baume wiedererzeugt werden. Notfeuer heißt solches Feuer, schwerlich weil es durch

Not, das heißt durch Reibung, mit einem alten Worte: durch Neunung hervorgebracht; sondern weil es in der Not und gegen die Not und aus Not mit einem veralteten Feuerzeug angemacht wird.

Naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Ostern ist noch heute, was es gewesen ist, das Fest der Ostara, der deutschen Aphrodite, der im Frühling wiederauflebenden Natur und Christus ihr Sonnenbräutigam, dessen jährliches Hinscheiden wie beim Adonis in einem Monat gefeiert wird, wo der Natur nach sein Leben gefeiert werden sollte; wie denn bei solchen Festen die einzelnen Momente des Mythus verschoben und zusammengerückt zu werden pflegen. Es scheint, die Festgenossen haben das Bedürfnis, sich im Glücke an bevorstehendes Leid und im Sommer an den Winter zu erinnern, sonst könnten sie die Helligkeit nicht ertragen; ist die schlechte Zeit erst da, so haben sie an dieser selber schon genug. Sie wissen: im Glücke lauert der böse Genius, der Menschen und Götter fällt. Forscht man nach den Gründen, welche die verschiedensten Völker bestimmen mochten, den Sonnengott als Mittler- und Versöhnungsgott zu feiern, so gelangt man zu dem Schlusse: sie thaten es, weil der Sonnengott litt und starb. Das tragische Schicksal, welches die Sonne Jahr für Jahr ereilt, ihr hoffnungsvoller Anfang im Frühling und ihr trauriges Ende im Herbst ergriff des Gemüt der Menschheit und ließ sie ahnen, daß hier ein Gutes, ein Göttliches erkranke und versiege, ein Held in seinem vollen Siegeslauf umkomme — und das mußte wohl ein freiwilliges Opfer des edlen Wesens sein, gebracht, um die Schuld der Welt zu tilgen und sie mit ihrem Gotte zu versöhnen. Zugleich lag es in der Richtung dieser Phantasie, den tragischen Untergang auf Rechnung eines bösen Prinzips zu setzen und den Sonnenhelden durch einen Nebenbuhler, einen falschen Freund, einen Verräter sterben zu lassen, wobei dem finsteren Dämon wiederum gern die Züge einer früher verehrten abgesetzten und durch den neuen Kultus verdrängten Gottheit geliehen wurden. Augenscheinlich geschah das im Fall Adonis,

indem das Wildschwein, das ihn verdarb, von dem eifersüchtigen Mars gesendet worden war, dem erklärten Liebhaber der Aphrodite; es ist ein Vertreter des Krebses, in dessen Zeichen die Sonne bei der Sommersonnenwende umkehrt, nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hat, auf orientalischen Sphären ist das vierte Zeichen des Tierkreises ein Schwein*). Augenscheinlich auch im Falle Balder und im Falle Siegfried, die beide für den Verrat des Judas Ischariot typisch sind.

Die oberflächlichste Betrachtung läßt erkennen, wie nahe sich der Verräter im Leben Jesu mit der Gestalt Hagens von Tronege im Nibelungenlied und mit dem feurigen Loke im Mythus von Balder berührt. „Ich will den Heiland nicht beleidigen", sagt die Waldfrau in Scheffels Ekkehard, „aber er ist als ein Fremder ins Land gekommen, Ihr dienet ihm in fremder Sprache, die verstehen wir nicht. Wenn er auf unserm Grund und Boden erwachsen wäre, dann könnten wir zu ihm reden und wären seine treuesten Diener und es stünd besser ums alemannische Wesen." Der Heiland steht dem alemannischen Wesen näher als die alte Waldfrau denkt und die Sprache, in der ihm die Deutschen dienen, ist nicht fremd. Am Thore Walhallas wächst, erzählt die Edda, das Bäumchen Mistilteinn, die Mistel, die allein von Frigg übergangen worden ist, als sie alles was lebt in Eid nahm, Balder nicht zu schaden. Mit der Pflanze mischt sich Loke unter die Götter, die mit Balder ihren Scherz treiben, nach ihm hauen und schießen; und beredet den blinden Höder, Balders Bruder, mit dem Mistilteinn nach dem

*) Die Symbolik ist wohl dieselbe, nach welcher die Wintersonnenwende, weil die Sonne von nun an wieder emporklettert, in das Zeichen des Steinbocks fällt. Die Herbst-Tag und Nachtgleiche stellt anschaulich die Wage dar, während das Zeichen, in welchem die Sonne im Frühjahr steht, wohl deshalb Widder heißt, weil dies die gewöhnliche Lammzeit ist. Auch die beiden andern Frühlingszeichen werden auf die Fruchtbarkeit gedeutet. Der Skorpion soll sich auf die Sterblichkeit und die Seuchen im Herbst, der Schütze (21. November) auf die Jagd beziehen.

Gottessohn zu werfen: getroffen stürzt der reinste der Asen nieder. Das ist derselbe Mistelzweig und Schlafdorn, mit dem Wodan die Walküre Brunhilde, weil sie gegen seinen Willen einem Helden Sieg verliehen, in Zauberschlaf versenkt (ein von Richard Wagner nicht beachteter Zug), denn die schlafende Brunhilde ist die schlummernde Erde, welche wintert, bis sie die Frühlingssonne weckt, und die Mistel, die im winterlichen Walde auf den kahlen Ästen der Bäume weißlich schimmert, ein Attribut des Winters, der Zauberstab, mit dem er die Natur verzaubert; aber das ist auch das Kreuz, an dem der Erlöser hängt, mit dem ihn gleichsam der Verräter Judas erworfen hat und von dem es in Nacht und Grauen ruft: Eli, Eli, lama asabthani? —

Es existiert eine tiefe Beziehung zwischen dem Mistelzweig der nordischen Sage und dem christlichen Kreuz, wie schon daraus hervorgeht, daß die Mistel den Namen: Heiliges Kreuzholz führt. Die Mistel tötet, die Mistel macht lebendig. Dem Boden entzogen, lebt sie auf hohen Bäumen: sie verliert ihre Blätter nicht im Winter, auch im härtesten Winter nicht: um die Sommersonnenwende, wohl auch schon im Mai und April blüht sie, ihre Beeren sind weiß, die ganze Pflanze ist, obgleich sie reichlich Chlorophyll enthält, gelbgrün, mit ein wenig Phantasie kann man sagen: golden. Das goldene Reis erschien den Völkern wie eine Winterrute, aber auch wie ein wunderbarer Rest der erloschenen Sonnenkraft im Walde, wie das letzte Fünkchen im großen Aschenhaufen der Natur; und so wurde es ihnen anderseits zum Sinnbild, zum Unterpfand der Auferstehung und des Lebens, zur Wünschelrute, welche die Unterwelt aufschließt und die Pforten des Grabes sprengt.

latet arbore opaca
aureus et foliis et lento vimine ramus,
Iunoni infernae dictus sacer. (Äneide VI, 136 ff.)

Der aureus ramus, den Äneas im Busche suchen und der Persephone bringen soll, ist nichts anderes als unser Mistilteinn;

und der Caduceus, mit dem Merkur, der Seelengeleiter, an die Pforten des Hades anklopft, die antike Wünschelrute ebenfalls nichts anderes als ein gabelförmiger Mistelzweig. Gabelförmig, dem griechischen Buchstaben *X*, dem Anfangsbuchstaben des Namens Christi, und der lateinischen Ziffer X, der sogenannten Decussis entsprechend, war auch das älteste Kreuz, das man jetzt als Andreas-Kreuz bezeichnet — diese Ähnlichkeit kam zu der inneren Verwandtschaft zwischen dem Geschoß, durch das der nordische Gottessohn, und dem Kreuz, durch das Christus getötet ward, hinzu. Auch Balders Dienst verrichteten, wie immer und überall, Jungfrauen und Weiber. Ausgezeichnet war die Verehrung dieses Gottes in einigen Landschaften des südlichen Norwegens; am Sognefjord lag der Baldershag, ein priesterliches Landgut, worin sein Tempel in hoher und weiter Umzäunung stand. Und wie unsere Vorfahren am Tage von Balders Neugeburt, wenn die größte Sonnenschwäche vorüber war, am Julfest die allheilende Mistel sammelten, um ihre Räume damit zu schmücken: so hängt man England noch heute zu Weihnachten das heilige Kreuzholz, das Mistletoe an die Stubendecken und über die Thüren, zusammen mit den Dornen, aus denen die Dornenkrone geflochten ward: Stechpalme (Holly) und Mäusedorn (Kneeholly).

In jedem der gediegenen alten Farmsitze Englands versammelt sich am Heiligen Abend die ganze Familie; da ist kein Sohn, kein Enkel zu weit entfernt, daß er sich für diesen Abend nicht am häuslichen Herd einfände. Das ganze Haus ist bekränzt mit Holly und anderem Immergrün, in dem weiten Gebäude, unter allen Ständen, Herren und Knechten, Gästen und Einheimischen herrscht ein guter Geist, der Geist herzinniger Fröhlichkeit. Da fehlt es nicht an dem frommen altertümlichen Gesang, dem Christmas Carol, den die Knaben unter der Thür anstimmen, nicht an dem Yule-block, einem mächtigen Kloben schweren Holzes, der, auch ein Sinnbild der Sonne, die ganze Nacht hindurch in Brand

bleiben muß, wenn dem Hause nicht Unheil widerfahren soll. Mit den roten Beeren, dem dornigen Laube des Holly geschmückt, kommt der Truthahn auf die Tafel — über Thüren und Spiegeln aber, am Kronleuchter wird das mattgrüne Zweiglein mit den weißen Beeren, das Mistletoe befestigt, und jedes weibliche Wesen darf geküßt werden, das sich unter dem Mistletoe haschen läßt. Keine Weihnachtsgeschichte ohne ihr glückliches Paar, das sich unter dem Mistletoe gefunden. So wenig hat das Christentum vermocht, altheidnische Gebräuche auszurotten: mit den Dornen schmückt man den Braten und unter dem Kreuzholze wird geküßt.

Das Volk hat den Judas Ischariot mit dem Gewittergotte Donar zusammengestellt und dem Verräter das rote Haar, das von dem vielen Blitzen kommt, und anstatt des Kreuzes den Donnerhammer in die Hand gegeben: das Kreuz war vielmehr die Mistel und Judas Loke. Donars Blitze töten Balder nicht — es ist ein harmloses, lustiges Schießen, das die Götter abhalten und das ihrem Liebling nicht wehe thut — Lokes Ästchen traf den Sonnengott ins Herz, mit ihm brach die schöne Nanna, seine schwererkämpfte Braut, zusammen, er war der Hel, wie Adonis der Persephone verfallen und mußte bis nach dem Weltuntergang in ihrem Reich verbleiben. Der Sage nach wollte Hel den Balder wiederherausgeben, wenn alle Dinge der Welt, lebendige und leblose, um ihn weinen würden: da gingen Boten aus, um die Totenklage zu erbitten, und ein allgemeines Wehklagen begann, nur die Riesin Thöck, die Vergeltung, verweigerte die Thränen, und so darf der Gott, weil Thöck nicht weinte, die Unterwelt nicht verlassen, bis die Götterdämmerung eintritt und die Pforten der Hölle gesprengt werden. Es ist schwer, in diesem nordischen Glauben den Keim der Vorstellungen vom Jüngsten Tage, von der Genugthuung und dem endlichen Siege des Messias zu verkennen. In der Geschichte des Ischariot ist ja vieles dunkel, man hat sogar versucht, die ganze Erzählung von Judas und seinem Verrat als eine

Dichtung der paulinischen Partei darzustellen, veranlaßt durch den Wunsch, dem Heidenapostel einen Platz in dem Zwölferkollegium zu verschaffen. Jedenfalls brauchte der Mythus einen Judas, um den Sonnengott zu verderben, ein böses Prinzip wie Loke und wie Hagen von Tronege, einen Dämon, der das Licht der Welt bekämpfte und dem die scheinbaren Leiden des Gottes in die Schuhe geschoben werden konnten: sowie die Idee einer verwundeten und sterbenden Sonne einmal ausgebildet war, entsprang auch der Plan einer allgemeinen Natur- oder Welttragödie, die ins Ethische hinüberspielte, Riesenfortschritte machte und immer weitere Kreise zog: zu der ersten jährlichen Auferstehung ward der Jüngste Tag als eine zweite, endgültige Auferstehung hinzugedacht. Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Mußte nicht die Passion, die jahraus, jahrein am Himmel vor sich geht, das Menschengeschlecht erschüttern, zu der Überzeugung bringen, daß es von Gottes Fluch gebeugt sei, daß es sich zum heiligen Staunen niederwerfen ..... drei Donnerschläge: die Pause ist aus und die Vorstellung nimmt ihren Fortgang, die zweite Abteilung beginnt. Auf der Bühne aufgerichtet, seine Arme wie Strahlen nach den vier Weltgegenden aussendend, erscheint das alte Zeichen des Sonnendiensts, das Kreuz.

* *
*

Wie nun? Soll es etwan auf Erden gar keinen Ritualmord geben, sondern alles dort oben in der Ekliptik vor sich gehen? Ist das die Meinung, daß kein Balder, kein Adonis, überhaupt kein andrer Mittler als der am Himmel gewesen sei? —

Ach nein. Die Wohlthäter der Menschheit, die Sonnengötter gehen nicht in der Sonne auf. Daß man welche erfand — die hohe Sonne als einen tragischen, kämpfenden und leidenden Helden

aufzufassen — war ja eine offenbare poetische Metapher. Eine derartige Verpersönlichung konnte nur geschehen, wenn die Menschen erst unter ihresgleichen das Göttliche erkannt, beweint und bewundert hatten; Sonnenmythen haben ideale Figuren wie Christus zur Voraussetzung. Erst dann, nachdem der Kultus der Sonne geläufig und ihr erhabenes, leuchtendes Angesicht gewissermaßen Eigentum der Phantasie geworden war, wurde Christi Person wie alles Schöne an ihr Leben wiederum angelehnt, ein himmlisches Opferlamm geschaffen, die Kreuzigung gleichsam auf den Himmel projiziert. Es entstand ein Weihnachten und ein Ostern überm Sternenzelt und ein natürliches Passionsspiel, das zugleich Original und Kopie, Typus und Abbild war.

Das ewige Licht ging auf und unter nach den Naturgesetzen, nach uraltem Ritus, ein Opfer für fremde Sünde — dieses Opfer ist gebracht worden, solange die Welt steht, so vielemal als Jahre ins Land gegangen sind und die Sonne in ihrem scheinbaren Laufe um die Erde den Tierkreis durchwandert hat. Aber es war nur der Abglanz aller Passionen, die edle Menschen hienieden jemals erduldet haben — sie selber sind sonnenhaft, die wahren Götter wandeln wie Christus mitten unter uns.

Ihr Leiden macht, wie gesagt, einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüt. Wer kann einen höheren Menschen durch Ränke, durch Bosheit fallen sehen und wird nicht erschüttert! — Das ist das Los des Schönen auf der Erde. Unser ganzes Wesen bäumt sich auf, das Großmütige in uns, was den alten Galliern nachgerühmt ward, daß sie den Unterdrückten beistanden, macht sich Luft, wir brennen vor Begierde, denn es ist das Bessere, was hier vom Schlechten unterdrückt wird; und können wir nicht helfen, so bemächtigt sich unser tiefe Niedergeschlagenheit. Da denken wir dann: es mußte wohl so sein, daß der gerechte Gott dies zuließ — Gott hat diesen Reinen als ein Opfer für unsere Sünde angenommen — er ist in den Tod gegangen, um uns alle zu erlösen.

In den Tod gegangen — wer möchte sagen, daß Christus ganz freiwillig in den Tod gegangen sei. Nicht als ob das nicht vorkäme: das Menschenherz hat einen unerschöpflichen Fonds von Opfermut und Adel. Der Soldat opfert sich noch heute wie jener edle Römer fürs Vaterland, wenns heißt: Freiwillige vor! — und es giebt noch heute Bürgen, die den Freund schweigend umarmen und sich dem Tyrannen ausliefern, statt seiner am Kreuz zu sterben. So giebt es auch noch heute Märtyrer, die sich für die Menschheit opfern; warum hätte es denn Christus nicht gethan? — Nach christlicher Anschauung hat ers ja gethan.

Die mittelalterliche Theologie hat den Erlöser in der That ganz wie den treuen Freund in der Schillerschen Bürgschaft angesehen. Gott erscheint ihr als ein Richter, der den Tod aller Menschen fordert, denn alle Menschen haben den Tod verdient; da bezahlt Christus an ihrer Statt das Wergeld und thut dem Gesetze zivilrechtlich genug. Die Theologen haben den Fall auch wie eine Ranzion betrachtet: die Menschen sind gleichsam in der Gefangenschaft des Satans, Christus zahlt mit seinem Blute für sie das Lösegeld — du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben. Dagegen haben schon die ältesten Nazarener den Kreuzestod Christi als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks gefaßt und sein Blut mit dem Blute des Passahlamms verglichen, die alten blutigen Riten wiederhervorsuchen, die doch schon jener Schriftgelehrte verurteilte, als er (Marci XII, 33) zum Meister sagte: Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, von ganzer Seele und von allen Kräften, und lieben seinen Nächsten als sich selbst, das ist mehr, denn Brandopfer und alle Opfer.

Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht. Man bringt heutzutage keine Opfer mehr, so oft man sich auch für geliebte Menschen opfert; man bringt keine Menschenopfer mehr. Die Voraussetzung derselben: daß die Gottheit an einem geschlachteten Menschen Gefallen finde, ist eine schreckliche, rohe, eines Kannibalen würdige.

Man begeht also auch keine Ritualmorde mehr: daß ein Jude seinen Gott mit Christenblut regalieren wolle, widerspricht zum wenigsten seiner Tradition. Ich meine hier nicht die geheime, phantastische Tradition, die Kabbala genannt wird und auf die sich Rohling stützt; sondern die mosaische Tradition, die ausdrücklich den Blutgenuß verbietet. Man kann gewiß nicht verbürgen, daß Verbrechen wie die zu Xanten niemals vorgekommen — aus Haß begangen worden seien, demselben Hasse, der die Brabanter Juden im 16. Jahrhundert veranlaßt haben soll, bei ihren Mahlzeiten als letzte Schüssel eine Hostie herumzureichen und männiglich mit der Gabel hineinzustechen; aber man kann getrost den rituellen Charakter derselben leugnen. Seit den Zeiten des Königs Josias, der den Molochdienst abschaffte, seit Vater Abraham, der den Widder darbrachte, lebt ein andersdenkendes Geschlecht. Ob auch Christus zu den Andersdenkenden gehörte? — Das Christentum, nicht das Christentum Christi, aber dasjenige Christentum, das auf die israelitischen Schuld- und Sühnopfer zurückgekommen ist, stellt eine Episode in der religiösen Entwickelungsgeschichte dar. Es giebt ein berühmtes Bild von Raffael im Vatikan, das die Deutschen und die Italiener: das Wunder von Bolsena, die Franzosen (weil der Papst die Züge desselben trägt): la Messe du Pape Jules nennen. In Bolsena lebte im Jahre 1263 ein deutscher Priester, welcher wie Berengar von Tours an der Verwandlung zweifelte und behauptete, das Brot bleibe Brot trotz der Konsekration. Da ward er durch ein Wunder überzeugt. Er las Messe in der Kirche Santa Cristina und die Hostie blutete. Es gab die Veranlassung zur Stiftung des Fronleichnamsfestes, vom Tridentinischen Konzil: der Triumph über die Ketzerei, il Trionfo dell' Eresia genannt (Orvieto, 8. September 1264).

Dieses Wunder paßt schlecht zu dem unblutigen Wesen des Abendmahls; so schlecht wie der Christosik. Blut muß fließen; in Unschuld waschen ihre Hände die Ketzer und die Juden.

Ich will den Spieß nicht umkehren und das Christentum des Ritualmords zeihen, die Ausschreitungen gewisser Sekten nicht aufbauschen; finde aber, daß die Christen infolge ihrer ewigen Beschäftigung mit Christi Leib und Blut zumal in der Osterzeit, der Hauptabendmahlszeit zu Phantasien und Beschuldigungen neigen, die ihnen allerdings nicht erspart geblieben sind.

Es ist nicht das erste Mal, daß man die Juden für christliche Verbrechen verantwortlich gemacht hat; zum Beispiel in dem Lande der Chlisten und der Skopzen. Als der Zar Alexander II. das Opfer eines Attentats geworden war, suchte das aufgeregte Rußland nach einem Sündenbocke. Ein paar Juden beiderlei Geschlechts hatten an der Verschwörung teilgenommen: die russische Presse beeilte sich die Juden, die Juden zu verklagen, sie dem Zorne des Vaterlands zu denunzieren. Die Menschen brauchen immer einen Sündenbock.

Die Juden haben den ersten Sündenbock gehabt. Am großen Versöhnungstage wurden nach altem Ritus zwei Ziegenböcke vor den Brandopferaltar gestellt: der Hohepriester warf das Los; darauf wurde der eine (auch mit Christus verglichene) Jehovah geopfert, der andere, durch Handauflegung mit der Schuld des Volks beladen, in die Wüste getrieben zu Asasel. Es scheint, daß jetzt die Christen, die den wahren Leib und das wahre Blut auf ihren Altären haben, zu Ostern nach einem Sündenbocke suchen, und das sind eben die Juden. Die Juden, die man, wie dies der Staatsanwalt Szeyffert in dem Tisza-Eszlarer Prozesse betonte, noch immer grundlos verdächtigt hat. Sie haben uns den Erlöser gegeben; sie sollen nun auch noch den Asasel stellen.

Druck von Oswald Mutze, Leipzig.

Kleinpaul, Rudolf,

Menschenopfer und Ritualmorde

Leipzig [1898]